

## **Die Biographie in der Stadt- und Regionalgeschichte**

**Westfälische Quellen und Archivpublikationen**

Band 26

**Beiträge zur Geschichte Iserlohns**

Band 23

**LWL-Archivamt für Westfalen**

Marcus Stumpf (Hg.)

# Die Biographie in der Stadt- und Regionalgeschichte

Münster 2011

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung  
des Stadtarchivs Iserlohn.

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

© 2011 Landschaftsverband Westfalen-Lippe, LWL-Archivamt für Westfalen

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdrucks, der Entnahme von Abbildungen, der Funksendung, der Wiedergabe auf fotomechanischem oder ähnlichem Wege und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Die Vergütungsansprüche des § 54 Abs. 2 UrhG werden durch die Verwertungsgesellschaft Wort wahrgenommen.

Titelbildnachweise:

Titelseite

Schulzeugnis von 1898/99 für Hermann Löbbecke (1879–1951), Stadtarchiv Iserlohn, Best. N 19, Nr. 4

„Die Maschine in der Nadelindustrie“, Stadtarchiv Iserlohn, Best. Kl. Erw. B 125, S. 89

Wilhelm van Oesede, Gemälde, Umkreis Hermann tom Ring, 1554, Stadtmuseum Münster (vgl. S. 69)

Der Fotograf Friedrich Hundt (1807–1887), um 1885, Stadtmuseum Münster (vgl. S. 76)

Rückseite:

Fabrikantenfamilie Heller in Iserlohn, um 1900, Original in Privatbesitz

Gestaltung: Markus Bomholt, Münster

Satz: Markus Schmitz, Büro für typographische Dienstleistungen, Altenberge

Druck und Verarbeitung: DruckVerlag Kettler GmbH, Bönen

ISSN 0946-0594

ISBN 978-3-936258-14-1

# Inhaltsverzeichnis

Vorworte	7
<i>Thomas Etzemüller</i> Grundlegende methodische Probleme der Biographie am Beispiel einer intellektuellen Doppelbiographie	11
<i>Volker Depkat</i> <i>Ego-Dokumente</i> als quellenkundliches Problem	21
<i>Annette Hennigs</i> Ansätze zu einer kollektiven Biographie? (Finanz-)Beamte in Westfalen und ihre Entnazifizierung	33
<i>Marcus Weidner</i> Die Region in der Welt. Biographische Nachschlagewerke im Zeitalter des Internet	45
<i>Axel Schollmeier</i> Das Porträt im historischen Museum: Recherche – Identifikation – Präsentation	65
<i>Dietmar Simon</i> Splitterfunde und Lebensbilder. Stadt- und regionalgeschichtliche Zugänge zur Biographieforschung	83
<i>Walter Wehner</i> Operative Lyrik als biographische Quelle in Lokalzeitungen der NS-Zeit	95
<i>Götz Bettge</i> Pioniere, Trendhopper und Kommerzienräte – Iserlohner Unternehmer im 19. Jahrhundert	109
<i>Wilfried Reininghaus</i> Iserlohns Oberbürgermeister Johann Caspar Lecke, seine ‚Chronik‘ und seine Familiengeschichte	121
Autorenverzeichnis	149



# Vorworte

Der vorliegende Band versammelt die Beiträge einer in Kooperation des LWL-Archivamtes für Westfalen und des Stadtarchivs Iserlohn konzipierten Tagung, die im November 2010 in Iserlohn stattfand.

Biographische Arbeit als Methode der Regional- und Stadtgeschichtsforschung, insbesondere aus den in den Archiven verwahrten Quellen, dieses Thema liegt für Archivarinnen und Archivaren nahe, denn Anfragen zu und Benutzerrecherchen in Archivbeständen aus biographischem Interesse sind in den Archiven sehr häufig.

Die Rechercheziele sind dabei vielfältig:

Das Objekt der Recherche ist zum einen recht häufig das recherchierende Subjekt selbst, wenn zum Beispiel die eigene Lebensgeschichte im Mittelpunkt der Recherche steht und dafür auf Archivbestände zurückgegriffen wird. Im Archiv des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe beispielsweise sind wir häufig mit derlei Anliegen konfrontiert, wenn Menschen in die Einzelfallakten der Jugendhilfe oder der Psychiatrischen Kliniken Einblick nehmen, um ihre persönlichen Erinnerungen aus den Akten autobiographisch zu ergänzen, sei es zur Aufarbeitung der eigenen Geschichte oder aus rechtlichen Gründen.

Mindestens genauso häufig sind familiengeschichtliche Benutzungsanliegen. Auch wenn oftmals kaum mehr als die Lebensdaten der Vorfahren recherchiert werden können, sind Familienforscher in einem weiteren Sinne familienbiographisch tätig.

Drittens aber, und das sind die biographischen Archivrecherchen, die uns bei der Tagung vornehmlich beschäftigt haben, kommen Archivbenutzerinnen und -benutzer in die Archive, die sich mit einem Protagonisten oder auch einer größeren Zahl von Protagonisten beschäftigen und nach einschlägigen archivalischen Beständen suchen.

Die vierte Kategorie sei hier auch noch erwähnt, nämlich die Archivarinnen und Archivare selbst, die aus den Quellen des eigenen Archivs und ggf. anderer Archive biographisch tätig werden: Für Kommunalarchivare haben biographische Darstellungsformen zur Vermittlung von Stadtgeschichte in all ihren Facetten einen sehr hohen Stellenwert: monographisch, in Aufsatzform, als Artikel in einem stadtgeschichtlichen Lexikon bzw. in der Lokalzeitung oder als Versatzstück für Reden von Lokalpolitikern.

Nun ist es freilich so, dass Forschende (und mit ihnen das Archivpersonal) bei Archivrecherchen in mindestens dreifacher Hinsicht verzweifeln können:

- Seltener, erstens, wegen des *Überflusses* archivalischer Quellen zu dem oder den potentiellen Objekten der biographischen Arbeit,
- häufiger, zweitens, wegen des *Mangels* an archivalischen Quellen zum Objekt des biographischen Themas,
- am häufigsten, drittens, kann sich Verzweigung einstellen wegen des Erschließungsstandes der biographischen Quellen, wenn sich diese zwar finden, aber nicht richtig oder nur sehr mühsam benutzen lassen, weil die archivische Verzeichnung unbefriedigend oder unzureichend ist.

Unerschlossene Bestände aber sind Quellen im Dornröschenschlaf: Sie sind nicht benutzbar, da niemand mit Röntgenblick die Umschläge, Mappen und Kartons durchdringen kann, in denen das Material – gänzlich ungeordnet oder im besseren Fall grob vorgeordnet – ruht. Erst die ordnende Erschließung macht biographische Quellen – macht Quellen generell – überhaupt zugänglich.

Wenn Erschließung also Benutzung ermöglichen soll, ist es für Archivarinnen und Archivare wichtig, die Suchstrategien der Benutzerinnen und Benutzer im Blick zu haben und zu berücksichtigen. Außerdem sollten aktuelle Forschungstendenzen bekannt sein – gerade auch im Hinblick auf die Überlieferungsbildung im Archiv. Umgekehrt ist ein Grundverständnis der archivarischen Arbeitsweisen und Methoden bei historisch Forschenden äußerst wünschenswert.

Bei der Lektüre des vor einem knappen Jahr erschienenen und – zu Recht gelobten – „Handbuchs für Biographie“ fällt auf, dass es in Bezug auf die *Quellen* der Biographie eher wortkarg bleibt. Hannes Schweiger stellt in seinem Beitrag zur „Biographiewürdigkeit“ lediglich lapidar fest, dass nur derjenige als biographisches Objekt in Frage komme, zu dem Quellen vorhanden seien: „Eine Person muss Spuren in den Archiven hinterlassen“.<sup>1</sup>

Wenn Taten und Untaten eines Menschen verschriftlicht wurden (in behördlichen, Akten, Urkunden, Protokollen, den sogenannten Ego-Dokumenten etc.), dann haben diese noch lange nicht zwingend ihren Weg ins Archiv gefunden. Je prominenter das Menschenleben, umso größer die Wahrscheinlichkeit, dass Überlieferung gebildet wurde und in Archiven erhalten geblieben ist.<sup>2</sup> Umgekehrt ist der Überlieferungszufall bzw. -verlust in der Regel umso größer, je weniger Herausragendes – im Guten wie im Schlechten – ein Mensch oder eine Gruppe von Menschen vollbracht hat.

1 Vgl. Hannes Schweiger, „Biographiewürdigkeit“, in: Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien, hrsg. von Christian Klein, Stuttgart 2009, S. 32–36, hier S. 32f.

2 Als Beispiel archivisch besonders gut dokumentierter Biographien können sicher die von Alva und Gunnar Myrdal gelten; vgl. den Beitrag von Thomas Etzemüller in diesem Band, S. 11ff.



Diese Umstände machen es für Archive bei der Überlieferungsbildung besonders schwierig, aussagekräftige Quellen zur Alltagsgeschichte oder zu historisch nicht herausragenden Einzelschicksalen zu akkumulieren. Hier sind Überlieferungsverluste fast unvermeidbar,<sup>3</sup> weil zukünftige Forschungsansätze bzw. Quellenbedürfnisse kaum antizipiert und folglich bei der archivischen Bewertung nicht berücksichtigt werden können. Insofern ist es bedauerlich, dass die Aspekte der Entstehung, der Bildung und der Bewahrung von biographischer Überlieferung im „Handbuch der Biographie“ im Vergleich zu den sehr ausführlich behandelten Auswertungsaspekten nur knapp ausfallen.

Ziel der Tagung in Iserlohn war es, den Diskurs an der Schnittstelle von archivarischem Tun und geschichtswissenschaftlicher Forschung zu befördern, und die in diesem Band abgedruckten Beiträge haben zu einer regen Diskussion im Verlauf der Tagung geführt. Einige Beiträge nehmen methodische und quellenkundliche Grundfragen des Biographierens in den Blick, weitere stellen ausgewählte archivische Quellen für biographisches Forschen in den regional- und stadtgeschichtlichen Fokus. Abgerundet wird der Band durch Fallbeispiele biographischer Annäherungen sowohl an Menschen, die in den Quellen gut fassbar sind, als auch an solche, bei denen die Annäherung nur über „Splitterfunde“ möglich ist.

Münster, im September 2011  
Dr. Marcus Stumpf

Das im November 2010 in Iserlohn veranstaltete Kolloquium „Die Biographie in der Stadt- und Regionalgeschichte“ spiegelte in verschiedener Hinsicht das Ineinandergreifen lokaler Geschichts- und Archivarbeit mit der landeshistorischen Forschung wider: Konzeption und Organisation der Tagung erfolgten in enger Kooperation zwischen dem LWL-Archivamt für Westfalen und dem Stadtarchiv Iserlohn. Die Referenten thematisierten allgemeine methodische und quellenkundliche Aspekte, präsentierten aber auch spezielle biographische Recherchen. Schließlich richtete sich die Tagung sowohl an landeshistorisch Forschende wie auch lokalgeschichtlich Interessierte, ein Ansatz der sich bewährt hat, wie die rege Beteiligung an dem Kolloquium zeigte.

---

<sup>3</sup> Vgl. hierzu exemplarisch den Beitrag von Gerd Simon in diesem Band, S. 83ff.

Es ist deshalb sehr zu begrüßen, wenn die vorliegende Publikation aller Tagungsbeiträge zugleich als Band 23 der „Beiträge zur Geschichte Iserlohns“ herausgegeben werden kann. Dies erscheint nicht nur wegen des Tagungsortes und des Mitveranstalters sinnvoll. Mehrere Referenten der Tagung stellten als Beispiele biographisch geprägter Forschungsansätze Persönlichkeiten aus Iserlohn vor:

Prof. Dr. Wilfried Reininghaus widmete sich in seinem Vortrag dem Iserlohner Oberbürgermeister Johann Caspar Lecke (1694–1785), dessen Stadtchronik und Autobiographie zu den bedeutendsten stadtgeschichtlichen und biographischen Quellen im Stadtarchiv Iserlohn zählen. Gegenwärtig wird eine Edition der so genannten „Lecke-Chronik“ von Wilfried Reininghaus und Götz Bettge vorbereitet. Götz Bettge, der langjährige Leiter des Stadtarchivs Iserlohn, auf dessen Anregung das Kolloquium stattfand, skizzierte unter dem Titel „Pioniere, Trendhopper und Kommerzienräte“ ausgewählte Beispiele Iserlohner Unternehmerbiographien des 19. Jahrhunderts. Er thematisierte damit einen charakteristischen Aspekt der Stadtgeschichte, war doch Iserlohn im 19. Jahrhundert ein überregional bedeutender Standort von metallverarbeitenden Firmen, die durch erfolgsorientierte Persönlichkeiten wie z. B. Hugo Ebbinghaus geleitet wurden.

Das Referat von Dr. Walter Wehner führte in die jüngere Zeitgeschichte. Er untersuchte politisch-operative Lyrik in Zeitungsausgaben ausgewählter Jahrgänge der NS-Zeit des Iserlohner Kreisanzeigers. Beispielhaft werden Veröffentlichungen im Iserlohner Kreisanzeiger von Wilhelm Iwanski, Hans und Wilhelm Wichelhoven sowie Alwin Dossmann als biographische Quellen vorgestellt, die bisher in Lexika und Pressenachrufen unbeachtet blieben oder gar ausgeblendet wurden.

Die thematische Bandbreite dieser speziellen Beiträge zeigt, wie vielfältig die Auswertungsmöglichkeiten der in einem Kommunalarchiv verwahrten Bestände sein können. So wird mit der Tagungsdokumentation der Wunsch verbunden, weitere biographische Recherchen und Forschungsprojekte u. a. im Stadtarchiv Iserlohn anzuregen.

Iserlohn, im September 2011  
Rico Quaschny

# Grundlegende methodische Probleme der Biographie am Beispiel einer intellektuellen Doppelbiographie

von Thomas Etzemüller

In jeder größeren Buchhandlung gibt es ein Regal voller Biographien, über Politiker, Unternehmer, Filmstars oder, seltener, Wissenschaftler. Diese Biographien werden professionell produziert, und sie sind zumeist nach einem spezifischen Modell aufgebaut: Ein Eigenname, der die Person bezeichnet, steht auf dem Titel, das Buch selbst folgt den Lebensdaten des oder der Biographierten, beschlossen wird der chronologische Lebensabriss oft mit dem Versuch, das Leben auf einen vermeintlichen Nenner zu bringen. Grundsätzlich wird eine lebenslange Identität und Einheit der biographierten Person angenommen, die nicht in Frage gestellt werden muss. Ein Kindheitsbild von – beispielsweise – Joschka Fischer wird selbstverständlich dem alten Fischer zugerechnet, Entwicklungslinien werden beschrieben, und selbst starke Brüche werden auf ein und dieselbe Person zurückgerechnet – etwa die zweite Identität des Nationalsozialisten Hans Schneider, der nach dem Kriege als liberaler Germanist Hans Schwerte auftauchte, ohne dass das jemand wusste.<sup>1</sup> Bevor dieser Identitätswechsel 1995 aufflog, hätten zwei Biographien derselben Person geschrieben werden müssen, nach der Enthüllung wurde aus zwei Lebensläufen umgehend einer. Dieses Jekyll-und-Hyde-Motiv deutet an, wie komplex das Verhältnis zwischen Biographie (reales Leben) und Biographie (geschriebenes Buch) ist: Wenn wir eine Biographie lesen – worauf können wir da eigentlich schließen? Auf eine reale Person, die durch eine Biographie adäquat abgebildet wird?

Die Biographieforschung, die über diese Probleme reflektiert, hat sich in den letzten Jahren außerordentlich differenziert. Jüngst ist das von Christian Klein herausgegebene „Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorie“ erschienen, das auf 500 Seiten ein breit angelegtes Panorama über ein Forschungsfeld entwirft, das sich immer weiter ausdifferenziert und entwickelt.<sup>2</sup> In diesem Grundlagenwerk geht es auf anregende Weise – um nur ein paar Beispiele zu nennen – um ge-

---

1 Claus Leggewie, Von Schneider zu Schwerte. Das ungewöhnliche Leben eines Mannes, der aus der Geschichte lernen wollte, München 1998.

2 Vgl. jüngst Christian Klein (Hrsg.), Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorie, Stuttgart/Weimar 2009. Vgl. auch ders. (Hrsg.), Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis des biographischen Schreibens, Stuttgart/Weimar 2002; Bernhard Fetz (Hrsg.), Die Biographie – Zur Grundlegung ihrer Theorie, Berlin/New York 2009; ders./Hannes Schweiger (Hrsg.), Spiegel und Maske. Konstruktionen biographischer Wahrheit, Wien 2006.

sellschaftliche Institutionen, die aus funktionalen Erwägungen biographische Texte produzieren (zum Zwecke medizinischer Diagnostik beispielsweise), um alltägliche Lebenssituationen, in denen biographische Texte zur Selbstvergewisserung verfasst oder auch nur gesprochen werden, oder um wissenschaftliche Disziplinen, die biographische Methoden zur Gesellschaftsanalyse nutzen.

Auf diese Weise wird eine breite Palette von Problemen aufgerissen, etwa der Realitätsbezug, die Bedeutung der Sprache, die Frage, wer überhaupt biographiewürdig ist, oder das Verhältnis zur Gedächtnisforschung. Indem die *Geschichte* der Biographie, *national* unterschiedliche biographische *Traditionen* sowie der spezifische Umgang *unterschiedlicher Disziplinen* mit biographischen Texten und Methoden skizziert werden, wird deutlich, wie wenig man von *der* Biographie oder auch nur einem fest umrissenen Genre sprechen kann. Und noch komplexer wird das Bild, wenn man die Spanne zwischen wissenschaftlichen, literarischen, populären und fiktionalen Metabiographien in den Blick nimmt – geschrieben mit einem strikten Realitätsbezug oder gerade als experimentierende Reflexion darüber angelegt. Ich nenne nur Wolfgang Hildesheimers „Marbot“ (1981), ein Buch, das formal allen Regeln einer Biographie folgt, aber von einer fiktiven Person handelt, oder Dieter Kühns „Ich, Wolkenstein“ (1977/1988), einer realen Person, die biographisch aber kaum über Quellen, nur über Analogieschlüsse und Experimente zu fassen ist.

In diesem Beitrag kann ich die Komplexität des Themas nicht einmal ansatzweise nachvollziehen. Ich will vielmehr am Beispiel einer Doppelbiographie einige wichtige Aspekte skizzieren, um konzeptionelle bzw. methodische Fragen zu verdeutlichen, wie man Biographien schreiben könnte oder sollte, außerdem die Quellenfrage anreißen.

Es geht um die schwedischen – und jetzt fängt das Bezeichnungsproblem bereits an: Wirtschaftswissenschaftler, Sozialreformer, Politiker, Minister, Frauenrechtler, UN-Spitzenbeamte, Nobelpreisträger Alva und Gunnar Myrdal, deren Rollen und Tätigkeitsfelder damit auch nur zur Hälfte benannt sind.<sup>3</sup> Gehen wir deshalb erst einmal davon aus, dass sie ein heterosexuelles Ehepaar waren, geboren 1898 (Gunnar) bzw. 1902 (Alva), verheiratet seit Oktober 1924. Gunnars Karriere ging steil bergauf: 1927 Promotion in Nationalökonomie, anschließend Dozentur an der Stockholmer Universität, 1930/31 Professor in Genf, 1933 Nachfolger seines Lehrers, des angesehenen Nationalökonomen Gustav Cassel in Stockholm. Mitarbeiter bzw. Leiter zahlreicher staatlicher Untersuchungskommissionen in Schweden, Abgeordneter der Ersten Kammer im Reichstag, von 1938 bis 1942 Leitung eines

<sup>3</sup> Ausführlich: Thomas Etzemüller, *Die Romantik der Rationalität. Alva & Gunnar Myrdal – Social Engineering in Schweden*, Bielefeld 2010 (mit weiterer Literatur).

großangelegten Forschungsprojekts der Carnegie-Stiftung, um das Rassenproblem der USA zu lösen, das in dem Monumentalwerk „An American Dilemma“ (1944) mündete. Seit Mitte der 1940er Jahre hohe Posten in der schwedischen Politik und der UN, ab 1957 Leitung einer ebenfalls großangelegten Untersuchung zur Situation Südostasiens und der „Dritten Welt“; Ergebnis war ein noch monumentaleres Werk, „Asian Drama“ (1968). Seit 1938 etwa 30 Ehrendoktorwürden von Universitäten in der ganzen Welt, 1974 Nobelpreis für Ökonomie. Die Bibliographie seiner Texte umfasst über 150 Seiten.

Ähnlich, aber doch etwas anders sah es bei seiner Frau Alva aus. Sie studierte ab 1922 Religionsgeschichte, nordische Sprachen, Literaturgeschichte, Psychologie, Pädagogik und theoretische Philosophie in Schweden, der Schweiz, England, Deutschland und den USA. Seit den 1930er Jahren regelmäßig Mitarbeiterin staatlicher Untersuchungskommissionen, machte sich außerdem durch Publikationen und Vorträge einen Namen als streitbare Sozialreformerin. 1949 wurde sie Leiterin der UN-Abteilung für soziale Fragen, wechselte 1951 als Chefin der sozialwissenschaftlichen Abteilung zur UNESCO, wurde 1955–61 dann zur schwedischen Botschafterin in Indien, Burma und Ceylon ernannt. 1962–70 Reichstagsabgeordnete, 1962–72 Leiterin der schwedischen Abrüstungsdelegation in Genf, 1966–73 Ministerin für Abrüstungsfragen bzw. Ministerin für Kirchenfragen. Sie bekam ebenfalls zahlreiche Preise und Ehrendoktorwürden, 1982 den Friedensnobelpreis. Zusammen mit ihrem Mann wurde ihr 1970 der Friedenspreis des deutschen Buchhandels verliehen. Ihre Bibliographie umfasst über 100 Seiten.

Das sind die ganz klassischen Erfolgsgeschichten, wie sie in der Regel aus Publikationslisten, Ämtern, zahllosen Ehrungen usw. zur Biographie eines „Großen Mannes“ (bzw. Frau) gewoben werden. Durch die Auswahl der Daten und Formulierungen zeichnet sich das Leben als stetig aufsteigende Linie zweier Karrieren ab: vom Studium zum Nobelpreis. Nur Andeutungen lassen den Verdacht aufkommen, dass Alvas „Karriere“ offenbar weniger geradlinig verlief als die ihres Mannes. Und genau diese Brüche werden deutlicher, wenn man sich die Medienbiographie der beiden anschaut, die sich aus unzähligen Zeitungsausschnitten destillieren lässt. 1931 betraten sie die Öffentlichkeit, 1932 befanden sie sich mitten in der damaligen sozialpolitischen Debatte. Von nun an lebten Medien und Myrdals in Symbiose. Die Myrdals zogen aus der permanenten Medienpräsenz die Schlagkraft für ihre sozialpolitischen Reformvorstellungen. Den Medien dienten sie als ideales Paar, als Inbegriff der emanzipierten, „amerikanischen“, intellektuellen Ehe, mit der sich – im Guten wie im Schlechten – das moderne Schweden inszenieren und der gesellschaftliche Wandel verhandeln ließen. Mal beschworen die Zeitungen die „Modernität“ dieser Ehe, dann höhnten sie über Alvas „unweibliche“ Karriereambitionen; mal

priesen sie Gunnars Reputation im Ausland, dann karikierten sie ihn als Hitler oder Stalin, weil ihnen die sozialpolitischen Reformvorschläge der Myrdals entschieden zu radikal waren. Bei Gunnar spiegeln die Medien seine wachsende Berühmtheit. Alva wurde lange Zeit nur als Professorengattin wahrgenommen, und allmählich erst als eigenständige Person.

Seit den späten 40er Jahren verklärte sich das Bild zunehmend. Gunnar entrückte in den Status eines Weisen, er durfte sich zu allem äußern, was ihm oder den Medien in den Sinn kam; Alva zählte zu den beliebtesten und mächtigsten Frauen Schwedens. Ende der siebziger Jahre waren beide zu Nationalheiligen aufgestiegen, ihre glückliche Ehe wurde beschworen und ihre politische Vergangenheit positiv gedeutet. In den 1980er Jahren firmierten sie über mehrere Jahre hinweg als eiskalte Sozialtechnokraten, seit der Jahrtausendwende erscheinen die Myrdals wieder in durchweg mildem Licht, als zwei der ganz großen Figuren der schwedischen Geschichte.

Die unangefochten erfolgreichen Intellektuellen, als die die erste Biographie sie erscheinen lässt, waren sie also nie; eher erscheint ihre Biographie als ein beständiges Auf und Ab in der Gunst der Schweden, und als zwei deutlich verschiedene Subjektwerdungsprozesse. Vollends brüchig wird das Bild in einem dritten biographischen Durchlauf, wenn man die Briefe liest, die beide sich Zeit ihres Lebens schrieben. Dieser Briefwechsel beginnt 1919 erstaunlich konventionell: Alva ordnete sich Gunnar bedingungslos unter und übernahm die Verantwortung für die sich rasch abzeichnenden Krisen. Über die Jahre hinweg lässt sich dann verfolgen, wie sie zunehmend über ihre Rolle als Frau in der Gesellschaft und in der Ehe reflektierte. Gunnar billigte und förderte die Karriere seiner Frau, aber die seine ging vor. Alva diente ihm vor allem als intellektuelle Sparringspartnerin und Mutter seiner Kinder. Alva zweifelte bis in die 1950er Jahre, ob es legitim sei, Karriere machen zu wollen – ihre eigentliche „Berufung“ schien ja die der aufopferungsbereiten Mutter und Managerin der Familie. Erst 1949 war sie in der Lage, ihrem Mann indirekt mit dem Scheitern der Ehe zu drohen, sollte er weiterhin ihrer internationalen Karriere im Wege stehen. Auch danach hielt sie mit Mühe die allmählich desintegrierende Familie zusammen.

Durch zahllose, teils heftige Krisen hindurch handelten beide ihre Ehe und die Geschlechterrollen aus. Zahllose Episoden beleuchten ihre doch recht konservativen Familienvorstellungen und den jahrzehntelangen Versuch beider, Verwerfungen mit dem Idealbild einer „modernen“ Ehe zu vereinbaren. Denn das *Bild*, das sie von sich selbst zeichneten, war alles andere als konservativ. Immer wieder versicherten sie sich gegenseitig, wie „modern“ sie im Gegensatz zu den angeblich zahllosen unglücklichen Ehen lebten, und bis zu ihrem Tode evozierten sie dieses Bild ihrer Ehe in den Medien, sorgsam alle Konflikte retuschierend.

Aber kommt das „wahre“ Bild zum Vorschein, wenn man nur die Retusche entfernt? Ist das öffentliche Erfolgsleben bloß eine Fassade, hinter der das „eigentliche“ Bild freigelegt werden muss? Hat man das eigentliche Bild gefunden, wenn man die zutiefst privaten Briefe gelesen hat? Oder stößt man doch immer nur auf neue *Bilder*, die man also eigentlich mit den Methoden der Kunstgeschichte analysieren müsste, statt eine Biographie zu schreiben?

Pierre Bourdieu hatte 1990 von der „biographischen Illusion“ gesprochen, der Illusion, dass ein Eigenname und die Annahme eines kohärenten Lebens biographisch problemlos korrespondierten. Vielmehr definierten sich biographische Ereignisse durch ihre Platzierung bzw. Deplatzierung im sozialen Raum.<sup>4</sup>

Abgesehen davon, dass auch Bourdieu die einheitsstiftende Kraft des Eigennamens nicht wirklich in Frage stellte, hat er das spezifische Paradox zumindest angerissen: Wir haben es bei der Biographie einerseits mit einem literarischen Genre zu tun, das Kohärenz voraussetzt – andererseits hat die sozialwissenschaftliche Forschung zur Biographie von Personen deutlich gemacht, dass es diese Kohärenz gar nicht gibt, sondern dass sie in komplexen Prozessen immer neu gestiftet werden muss, und dass man deshalb eigentlich gar nicht auf eine biographische Realität durchgreifen kann – sondern nur auf biographische Fragmente, die durch biographische Konstruktionen in kohärente Lebensgeschichten verwandelt werden.

Wenn wir von dieser doppelten Inkohärenz ausgehen, dann sollten wir Biographien als die narrative Konstruktion von Lebensläufen verstehen. Die Unterscheidung zwischen Lebenslauf und Biographie stammt aus den Sozialwissenschaften. *Lebensläufe* setzen sich aus allen Ereignissen eines Lebens zusammen. Sie sind kontingent und entstehen sowohl durch äußere Prägungen wie individuelle Entscheidungen. Die Bedeutung gesellschaftlicher und institutioneller Arrangements ist dabei nicht zu unterschätzen. Lebensläufe werden in der industriellen Moderne zunehmend zu „Normalbiographien“ sequenziert, etwa durch die Dreiteilung Kindheit/Jugend – „produktive“ Erwerbsphase – Alter. Derart bilden Lebensläufe eine soziale Realität eigener Art, die sich der Gestaltung durch die Individuen durchaus entzieht. Eine Abfolge von Positionen, Brüchen und Übergängen ist gesellschaftlich objektiviert, historisch zunehmend verfestigt und chronologisiert worden.

Die *Biographie* dagegen ist die reflexive Verarbeitung solcher Lebensläufe. Brüche werden thematisiert bzw. Kontingenz wird in die Geschichte eines individuellen Lebens transformiert. Diese biographische Arbeit wird durch „Biographiegeneratoren“ in Gang gebracht, wie Alois Hahn das genannt hat: Beichten, Arztbesuche,

---

4 Pierre Bourdieu, Die biographische Illusion, in: BIOS 1 (1990), S. 75–81.

wissenschaftliche Homepages usw. – oder natürlich der Wunsch der Öffentlichkeit, etwas über das Leben anderer, irgendwie bedeutender Menschen zu erfahren.<sup>5</sup>

Das sind also drei Ebenen: Lebenslauf, Autobiographie und Biographie. Was bedeutet das nun für eine Biographie wie die der Myrdals? Zuerst einmal wäre die Frage, ob man eventuell eine „Anti-Biographie“ schreibt, die gerade Inkonsistenzen zum Thema macht. Eine misslungene Antibiographie ist das oft zitierte Buch von David Nye über Thomas A. Edison.<sup>6</sup> Nye postuliert die Auflösung Edisons in einen vielstimmigen Chor divergenter Archivalien – er stellt aber mit der durchgängigen Verwendung des Eigennamens „Edison“, des Personalpronomens „Er“ sowie der Annahme eines Edison zugehörigen Quellenkorpus durch das ganze Buch hinweg die vertraute biographische Kohärenz her. Eine gelungene Anti-Biographie ist dagegen das dänische Buch „Claus Beck-Nielsen (1963–2001). En biografi“.<sup>7</sup> Es portraitiert den heute noch lebenden Künstler Claus Beck-Nielsen, hat keinen Verfasser und löst sich am Ende in mindestens sechs unterschiedliche Sprecherstimmen auf – wobei unklar bleibt, hinter welcher man tatsächlich einen realen Körper vermuten kann, welche eventuell identisch sind bzw. welche Sprecherstimme welche Figur dieser „Biographie“ erfunden hat.<sup>8</sup>

Bleibt man, was legitim ist, beim erprobten biographischen Modell und nimmt von Geburt bis Tod real existierende Subjekte an, so sollte man zwei Dinge trotzdem *nicht* machen: Erstens einen Nachlass – oder andere Quellen – einfach als Reservoir für vermeintliche Fakten verwenden; zweitens ein Leben als bloße Ereignis- oder Handlungsfolge beschreiben, eventuell determiniert durch eine traumatisierte Kindheit oder eine Lebensmission. Am Beispiel der Myrdals hatte ich angedeutet, was in dieser Perspektive verloren geht: die multiple Fremd- und Selbstsicht auf ein Leben; die biographischen und autobiographischen Stilisierungen, d. h. die gezielte Produktion von Bildern, die in ganz unterschiedlichen Medien stattfindet, immer wieder

5 Vgl. Imbke Behnken/Jana Mikota (Hrsg.), Sozialisation, Biografie und Lebenslauf. Eine Einführung, Weinheim, München 2009; Alois Hahn, Biographie und Lebenslauf, in: ders., Konstruktionen des Selbst, der Welt und der Geschichte. Aufsätze zur Kultursoziologie, Frankfurt am Main 2000, S. 97–115; Martin Kohli, Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 37 (1985), S. 1–29; Stefan Ruppert (Hrsg.), Lebensalter und Recht. Zur Segmentierung des menschlichen Lebenslaufes durch rechtliche Regelungen seit 1750, Frankfurt am Main 2010; Reinhold Sackmann, Lebenslaufanalyse und Biografieforschung. Eine Einführung, Wiesbaden 2007; Thomas Winkelbauer (Hrsg.), Vom Lebenslauf zur Biographie. Geschichte, Quellen und Probleme der historischen Biographik und Autobiographik, Horn/Waidhofen an der Thaya 2000.

6 David E. Nye, The Invented Self. An Anti-biography, from documents of Thomas A. Edison, Odense 1983.

7 Claus Beck-Nielsen (1963–2001). En biografi, Kopenhagen 2003.

8 Vgl. dazu Julie Bjørchmar Kølbe, Kortslutninger. Metafiktion og avantgardestrategier hos Claus Beck-Nielsen og Pablo Henrik Llambías, Kopenhagen 2007.



neu ansetzt und damit auch das Leben im Rückblick mehrfach neu deutet; und das gezielte oder unbewusste Sich-Einschreiben in diskursive und institutionelle Kontexte.

Diese Prozesse der (Auto)Konstruktion sollte ein Biograph in den Blick nehmen. Alva Myrdal etwa beschrieb ihre Ehe zwischen 1919 und 1980 mit unterschiedlichen Begriffen. Zuerst träumte sie von einer vollkommenen persönlichen und intellektuellen Verschmelzung mit ihrem Mann. Als dieses Ehemodell scheiterte, entwarf sie die „Kameradschaftsehe“, eine von destruktiven Emotionen befreite Partnerschaft, und visualisiert wurde das in den Medien durch eine Photographie, die Gunnar und Alva an zwei gleichgroßen, gegenüberstehenden Schreibtischen bei der Arbeit zeigte – in den Medien seit Mitte der 1930er Jahre *der* Inbegriff eines emanzipierten, gleichberechtigten Paares. Auch diese Form der Gemeinschaft misslang, und so prägte Alva seit den 40er Jahren eine neue Metapher, sie sprach von sich und ihrem Mann als „consort battleships“, „the two of them criss-crossing the world, each fully capable of maneuvering alone but strengthening the other whenever they joined forces“.<sup>9</sup>

Das waren nicht nur Selbstbeschreibungen, sondern Begriffe, die ganz real ihrer beider Beziehung strukturieren sollten. Der Begriffs- und Metaphernwechsel deutet auf fundamentale Brüche und deren Reflexion hin. Er lässt sich außerdem im „Zeitgeist“ verorten – die romantische Idee der Verschmelzung oder der Kameradschaftsehe waren keine Erfindungen Alva Myrdals. Und über diese Begriffe projizierten beide ihre Ehe wie ihre Eheprobleme auf die gesamte Gesellschaft. Zuerst fühlten sie sich all den angeblich verlogenen und gescheiterten Ehen maßlos überlegen, die Kameradschaftsehe verstanden sie (v. a. Alva) dann als Lösungsmodell für die vermeintlich durch die Moderne zerrütteten sozialen Beziehungen. Sie entwarfen beispielsweise ein Kollektivhaus, dessen Architektur, dessen materielle Substanz, die Menschen anleiten sollte, ihr Leben zu rationalisieren, indem Möglichkeiten eröffnet bzw. abgeschnitten wurden: Eine Kollektivkinderkrippe sollte Ehefrauen von der Erziehungsarbeit entlasten, eine Mikroküche die Bewohner das Gemeinschaftsrestaurant wählen lassen. Die Myrdals imaginierten sich selbst als „neue Menschen“, stilisierten sich in den Medien, aber auch vor sich selbst so, und sie versuchten mit Projekten wie dem Kollektivhaus die schwedische Gesellschaft geradezu mit ihrer eigenen Biographie zu durchsetzen.<sup>10</sup>

Das sind nur Andeutungen, die zeigen sollen, wie wenig Sinn es macht, „Strukturen“ und „Individuen“ als eigenständige, wenn auch interagierende, Entitäten zu beschreiben. Man müsste vielmehr – beispielsweise – mit Michel Foucault diskur-

---

<sup>9</sup> Sissela Bok, Alva Myrdal. *A Daughter's Memoir*, Cambridge/MA 1991, S. 264.

<sup>10</sup> Vgl. zu diesem Kollektivhaus die anregende Studie von Staffan Lamm/Thomas Steinfeld, *Das Kollektivhaus. Utopie und Wirklichkeit eines Wohnexperiments*, Frankfurt am Main 2006.



*Gunnar und Alva Myrdal, Foto: Arne Holmström, 1940er Jahre (Arbetarrörelsens arkiv och bibliotek, Stockholm)*

sive Formationen ausmachen, mit Ludwik Fleck die Genese eines gerichteten Gestaltsehens (den „Denkstil“) analysieren, mit Pierre Bourdieu habituelle Prägungen und mit Erika Fischer-Lichte Akte der Performanz beschreiben, um zu zeigen, wie Lebensläufe entstehen und zu Biographien gemacht werden, und wie sich dieses doppelte Konstrukt geradezu in die Umwelt einwebt.<sup>11</sup>

Viel Theorie ist also nötig, und auch der Umgang mit den Quellen darf nicht naiv erfolgen. Nachlässe, die bequemste Quellengattung für den Biographen, sind immer schon autobiographische „Texte“. Sie können aus politischen Gründen gesäubert sein, sie können gestaltet sein, um für spätere Biographen ein bestimmtes Bild zu evozieren oder sie werden unbewusst formatiert, etwa deutsche Historikernachlässe, aus denen „Privates“ oft eliminiert ist, weil nur das wissenschaftliche Werk zählen soll. Die Geschichte der Geschichtswissenschaft hat diese Selbstsicht

<sup>11</sup> Dazu ausführlicher Thomas Etzemüller, Die Form „Biographie“ als Modus der Geschichtsschreibung. Überlegungen zum Thema Biographie und Nationalsozialismus, in: Michael Ruck/Karl Heinrich Pohl (Hrsg.): *Regionen im Nationalsozialismus*, Bielefeld 2003, S. 71–90; ders., How to make a historian. Problems in writing biographies of historians, in: *Storia della Storiografia* 27 (2008), H. 53, S. 47–58.

lange Zeit reproduziert und damit ein spezifisches Wissenschaftsverständnis biographisch festgeschrieben. Aber selbst Alva und Gunnar Myrdal haben sich mit ihrem Nachlass autobiographisch geäußert, indem sie nämlich *alles* (soweit man weiß) ins Archiv gegeben haben, auch Briefe mit extrem intimen Details. Gunnar soll gesagt haben: Jüngere Forscher sollen später einmal sehen, wie zwei große Menschen gedacht haben.<sup>12</sup> Die Myrdals – und offenbar zahlreiche andere Soziologen – haben auf diese Weise die Verwebung von Leben und Arbeit nahegelegt, und wer solche Nachlässe vorfindet, schreibt natürlich fast automatisch andere Biographien.<sup>13</sup>

Entscheidend ist aber, dass sich die biographischen Details auch in zahlreichen anderen Quellengruppen niederschlagen, etwa Photographien, Zeitungsausschnitten, Bauplänen für Häuser, Gästebüchern usw. Die Quellen müssen mit den Methoden der narrativen Analyse bzw. der Bildkritik untersucht werden. Die erwähnten Schreibtische der Myrdals beispielsweise haben sich als mediales Leitmotiv bis in die 1980er Jahre erhalten. In einem Zeitungsartikel wurde Alva Myrdal in den Farben der schwedischen Flagge beschrieben: goldblondes Haar und blaues Kleid, und wurde so geradezu in die schwedische Nation eingeschrieben. Sie nutzte vorgedruckte Gästebücher, um die Teilnehmer ihrer Empfänge zu notieren – diese Notizen aber hielten sich nicht an die vorgegebenen Linien und Rubriken. Offenbar folgte Alva einerseits bürgerlichen Konventionen, setzte sich andererseits aber mit großer Geste über sie hinweg. Und eventuell ist es sogar sinnvoll, den sechzigjährigen Briefwechsel zwischen beiden als „Briefroman“ zu lesen, d. h. als Textsorte, die durch Genrekonventionen des 18. und 19. Jahrhunderts geprägt ist.<sup>14</sup>

Auch hier muss ich es bei Andeutungen belassen. Deutlich geworden sollte sein, dass man sich neben einer soliden Theoriegrundlage auch eine breite Methodengrundlage zur Auswertung der Quellen schaffen sollte. Erst dann schreibt man nicht mehr einfach *eine* Biographie oder versucht in immer neuen Quellenschichten an die biographische „Wahrheit“ zu kommen. Erst dann kann man auf verschiedenen Ebenen – beginnend mit dem Nachlass auf dem Weg ins Archiv – die vielfältigen Übergänge vom Lebenslauf in ganz unterschiedliche biographische Texte beobachten.<sup>15</sup>

12 Das berichtet Stellan Andersson, der Bearbeiter des Nachlasses im „Arbetarrörelsens arkiv och bibliotek“ (Stockholm).

13 Relativ unerheblich scheint mir aus der Perspektive des Nutzers dabei die archivalische Gliederung des Materials. Eine eher grobe Gliederung in Korrespondenz, Veröffentlichungen, Tagebücher, Bildmaterial, Artefakte, Zeitungsausschnitte usw. reicht zumindest mir – als jemanden, der Archivalien sehr flächendeckend auswertet – vollkommen aus.

14 Das behauptete apodiktisch als einzig angemessene Lesart der Sohn der Myrdals, Jan Myrdal (Aftonbladet, 19.9.2004).

15 Plastisch durchdekliniert habe ich das in meiner Studie zu Alva und Gunnar Myrdal (Etzemüller, Romantik). Vgl. auch Yvonne Hirdman: Alva Myrdal – The Passionate Mind, Bloomington/IND 2008.



# *Ego-Dokumente* als quellenkundliches Problem

von Volker Depkat

*Ego-Dokumente*, also Quellen, in denen sich historische Subjekte selbst thematisieren, haben gegenwärtig Konjunktur in der Geschichtswissenschaft. Gleichzeitig sind weder der Begriff *Ego-Dokument*, noch die unter ihm zusammenzufassenden historischen Materialien klar definiert, so dass die Auseinandersetzung mit *Ego-Dokumenten* zu quellensystematischen Überlegungen herausfordert, auch wenn Quellenkunde angesichts der vielen aufregenden theoretischen Innovationen im Zeichen des *cultural turn* eher unzeitgemäß erscheinen mag. Dies erscheint freilich nur auf den ersten Blick so, denn die radikale Ausweitung der Themen und Fragestellungen, die die kulturgeschichtliche Wende für Historikerinnen und Historiker mit sich gebracht hat, zwingt sie geradewegs zu einer Erneuerung der systematischen Quellenkunde. Letztere ist nämlich ungeachtet – oder gerade wegen – der Theoriediskussionen der vergangenen fünfzig Jahre auch am Beginn des 21. Jahrhunderts im Kern noch auf dem Stand des ausgehenden 19. Jahrhunderts.<sup>1</sup>

Vor diesem Hintergrund ist die Absicht der vorliegenden Darstellung eine quellensystematische Erörterung des Phänomens *Ego-Dokumente*, die in drei Schritten vorgeht. Zunächst wird die Konjunktur, die die Erforschung der Geschichte von Selbstthematisierungen historischer Subjekte gegenwärtig hat, kausal auf die kulturgeschichtliche Wende in den Geschichtswissenschaften bezogen. Der zweite Abschnitt erörtert sodann die terminologischen und quellensystematischen Grundprobleme von Selbstthematisierungen im Spannungsfeld von *Ego-Dokumenten* und *Selbstzeugnissen*, *Akten* und *persönlichen Quellen*. Im dritten Abschnitt werden schließlich Möglichkeiten erörtert, die offenkundigen Widersprüche der quellensystematischen Diskussion über *Ego-Dokumente* durch eine kommunikationspragmatisch und narratologisch erweiterte Quellenkunde aufzulösen.

## **Die Geburt der *Ego-Dokumente* aus dem Geist der Kulturgeschichte**

Das gegenwärtige Interesse an *Ego-Dokumenten* ist untrennbar mit dem *cultural turn* in den Geschichtswissenschaften verbunden, und dieser wiederum entfaltete sich seit etwa den 1980er Jahren maßgeblich als Kritik an einer auf anonyme Struk-

---

<sup>1</sup> Dazu ausführlich: Volker Depkat, Plädoyer für eine kommunikationspragmatische Erneuerung der Quellenkunde, in: *Geschichte, Öffentlichkeit, Kommunikation*. Festschrift für Bernd Sösemann zum 65. Geburtstag, hrsg. v. Patrick Merziger u. a., Stuttgart 2010, S. 205–221.

turen und Prozesse fixierten Sozialgeschichte vor allem, aber nicht nur Bielefelder Prägung.<sup>2</sup> Dabei waren es vor allem die Beiträge von Historikern, die sich selbst als Sozialhistoriker verstanden, die der Kritik an der ‚mensenleeren‘ Historiographie der struktur- und prozessfixierten Sozialgeschichte Profil und Schärfe verliehen. Anfangs speiste sich diese Kritik aus verschiedenen Quellen, war vielgestaltig und diffus, dann aber verdichteten sich die verschiedenen Ansätze der Alltagsgeschichte, der Mikrogeschichte, der Frauen- und Geschlechtergeschichte und der historischen Anthropologie zu einer von poststrukturalistischen und postkolonialen Theorien informierten neuen Kulturgeschichte, die sich die Rekonstruktion historischer Lebenswelten zur Aufgabe machte.

Den Begriff *Lebenswelt* definiert Rudolf Vierhaus folgendermaßen:

„Mit dem Begriff ‚Lebenswelt‘ ist die – mehr oder weniger deutlich – wahrgenommene Wirklichkeit gemeint, in der soziale Gruppen und Individuen sich verhalten und durch ihr Denken und Handeln wiederum Wirklichkeit produzieren. Dazu gehört alles, was Sinnzusammenhänge herstellt und Kontinuität stiftet: die Objektivationen des Geistes in Sprache und Symbolen, in Werken und Institutionen, aber auch die Weisen und Formen des Schaffens, die Verhaltensweisen und Lebensstile, die Weltdeutungen und Leitvorstellungen. Anders formuliert: Lebenswelt ist raum- und zeitbedingte soziale Wirklichkeit, in der tradierte und sich weiter entwickelnde Normen gelten und Institutionen bestehen und neue geschaffen werden. Der Mensch steht ihr nicht gegenüber, sondern in ihr als einer immer schon symbolisch gedeuteten Welt.“<sup>3</sup>

Diese so definierten historischen Lebenswelten zu rekonstruieren bedeutet dann, so Vierhaus weiter, „vergangene soziale Wirklichkeit und ihre symbolische Deutung durch die Menschen, die ihr angehörten, mit Begriffen und in der Sprache der Gegenwart zu interpretieren und darzustellen, ohne sie festen Erklärungsmustern und

2 Allgemein zur Debatte um Kulturgeschichte: Rudolf Vierhaus, Die Rekonstruktion historischer Lebenswelten. Probleme moderner Kulturgeschichtsschreibung. Mit Beiträgen von Rudolf Vierhaus und Roger Chartier, in: Wege zu einer neuen Kulturgeschichte, hrsg. v. Hartmut Lehmann, Göttingen 1995, S. 5–28. Thomas Mergel/Thomas Welskopp (Hrsg.), Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft. Beiträge zur Theorie-Debatte, München 1997. Hans-Ulrich Wehler, Die Herausforderung der Kulturgeschichte, München 1998. Ute Daniel, Kompendium Kulturgeschichte. Theorien, Praxis, Schlüsselwörter, Frankfurt am Main 2001. Peter Burke, What is Cultural History?, Cambridge 2004. Michael Maurer, Kulturgeschichte. Eine Einführung, Köln 2008. Volker Depkat, The ‚Cultural Turn‘ in German and American Historiography, in: Amerikastudien/American Studies 54 (2009), S. 425–450. Doris Bachmann-Medick, Cultural Turns. Neuorientierung in den Kulturwissenschaften, 4. Aufl., Reinbek b. Hamburg 2010.

3 Vierhaus, Rekonstruktion, wie Anm. 2, S. 13–14.

Bewertungshierarchien der Gegenwart zu unterwerfen.“ Das wiederum verlange die „Rekonstruktion des ‚alltäglichen‘ Lebens von einzelnen und Gruppen und ihres von Tradition, Erfahrung und Wissen geprägten Bewußtseins, aus dem heraus sie handeln: nicht nur passiv hinnehmend und bloß reagierend, sondern auch aktiv gestaltend.“<sup>4</sup>

Eine auf der Kategorie der *Lebenswelt* gegründete Kulturgeschichte ist mithin davon überzeugt, dass sich das vergangene Handeln von Individuen und Gruppen nur unter Einbeziehung auch der subjektiven Dimension historisch angemessen verstehen lässt. Werteeiden, Normen, Selbstentwürfe und sinnstiftende Vorstellungswelten – in konkreten sozialen Praktiken realisiert, beglaubigt, in Frage gestellt, umgebaut oder ganz verworfen – sind für sie genauso relevante Faktoren historischen Wandels wie anonyme Strukturen und durchlaufende Prozesse. Dabei geht es ihr ungeachtet allen Unbehagens gegenüber einer einseitig auf soziologische Großkategorien, anonyme Strukturen und Prozesse fokussierten Historiographie nicht darum, die Strukturgeschichte gegen die Sinn- und Erfahrungsgeschichte auszuspielen. Vielmehr sucht sie nach Ansätzen, die es erlauben, die objektive und die subjektive Dimension historischen Wandels miteinander zu vermitteln und aufeinander zu beziehen.

In diesem Zusammenhang ist das gegenwärtige Interesse an *Ego-Dokumenten* zu stellen. Von wegweisender Bedeutung war Winfried Schulzes Konferenz über *Ego-Dokumente*, die 1992 in der Werner-Reimers-Stiftung in Bad Homburg stattfand und deren Beiträge 1996 in dem Band „Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte“ publiziert wurden.<sup>5</sup> In seinen Vorüberlegungen zu dieser Tagung konstatiert Schulze, dass das Interesse der Geschichtswissenschaft „am historischen Menschen, seinem Denken, Wissen und Verhalten“ im späten 20. Jahrhundert gewachsen sei.<sup>6</sup> Dabei habe sich dieses Interesse zunächst besonders im Bereich der Mentalitätsgeschichte ausgewirkt, doch habe die „Dynamik intensiver mentalitätshistorischer Fragestellungen“ dann rasch „den zunächst im Mittelpunkt stehenden Bereich des kollektiven Unbewußten überschritten und ein neues Interesse an einzelnen Personen, ihrer typischen oder singulären Vorstellungswelt, ihrer Weltsicht insgesamt hervorgerufen.“<sup>7</sup> Das wiederum habe ein neues Interesse an *Ego-Dokumenten* allgemein formiert.

---

4 Vierhaus, Rekonstruktion, wie Anm. 2, S. 15–16.

5 Winfried Schulze (Hrsg.), *Ego-Dokumente. Annäherungen an den Menschen in der Geschichte*, Berlin 1996.

6 Winfried Schulze, *Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte? Vorüberlegungen für die Tagung „Ego-Dokumente“*, in: ders. (Hrsg.), *Ego-Dokumente*, wie Anm. 5, S. 11.

7 Ebd., S. 13.

Schulze veranstaltete die Tagung zu *Ego-Dokumenten* in dezidiert quellenkundlicher Absicht, und dies aus der meines Erachtens nach zutreffenden Beobachtung heraus, dass die systematische Quellenkunde kaum mit den weit reichenden theoretischen und methodischen Innovationen in der Geschichtswissenschaft nach 1960 mitgehalten habe und irgendwann nach 1900 stehen geblieben sei.<sup>8</sup> Deshalb orientierte sich Schulze in seiner eigenen quellenkundlichen Auseinandersetzung mit *Ego-Dokumenten* maßgeblich an den Arbeiten der niederländischen Historiker Jacob Presser und Rudolf M. Dekker. Diese wiederum sehen alle diejenigen Texte als *Ego-Dokumente* an, in denen „der Autor uns etwas über sein persönliches Leben und seine Gefühle erzählt“ und in denen „ein ego sich absichtlich oder unabsichtlich enthüllt oder verbirgt.“<sup>9</sup> In der niederländischen Forschungstradition ist es demnach konstitutiv für *Ego-Dokumente*, dass in ihnen ein historisches Individuum dem Leser als schreibendes und sich selbst beschreibendes Ich gegenübertritt.

Dieses Verständnis von *Ego-Dokumenten* ist in hohem Maße anschlussfähig an die deutsche Diskussion über *Selbstzeugnisse*, die Benigna von Krusenstjern im Jahr 1994 in neue Bahnen gelenkt hat.<sup>10</sup> Ausgehend von der zutreffenden Beobachtung, dass das Wort *Selbstzeugnis* zwar spätestens seit dem 19. Jahrhundert Eingang in den deutschen Sprachgebrauch gefunden habe, dass es aber auch im Jahr 1994 noch an einer Definition des Begriffs fehle, erklärte von Krusenstjern die explizite Selbstthematisierung eines historischen Subjekts zum wichtigsten Kriterium für die Bestimmung von *Selbstzeugnissen*. Konstitutiv für *Selbstzeugnisse* ist demnach ein „Ich, das seine Selbstheit ausdrücklich macht“ und „sie als solche zum Gegenstand von Darstellung und Kommunikation erhebt.“<sup>11</sup> Mit dieser Einschränkung auf ein explizites Selbst scheidet alle Texte aus, in denen Selbstthematisierung implizit oder latent vorhanden ist. Um als Selbstzeugnis zu gelten, müsse, so Krusenstjern, „die Person des Verfassers bzw. der Verfasserin ... in ihrem Text selbst handelnd oder leidend in Erscheinung“ treten oder „darin explizit auf sich selbst Bezug“ nehmen, wobei es unerheblich sei, ob dies in der 1. oder 3. Person geschehe.<sup>12</sup> In dieser einerseits Presser/Dekker, andererseits Krusenstjern verpflichteten Lesart ist *Ego-Dokument* bzw. *Selbstzeugnis* ein „praktischer Sammelbegriff“, der ein sehr heterogenes Spektrum von schriftlichen Quellen auf einen gemeinsamen Nenner zu

8 Winfried Schulze, Schlußbemerkungen zur Konferenz über „Ego-Dokumente“, in: ders. (Hrsg.), *Ego-Dokumente*, wie Anm. 5, S. 344.

9 Schulze, Vorüberlegungen, wie Anm. 6, S. 14–15.

10 Benigna von Krusenstjern, Was sind Selbstzeugnisse? Begriffskritische und quellenkundliche Überlegungen anhand von Beispielen aus dem 17. Jahrhundert, in: *Historische Anthropologie* 2 (1994), S. 462–471.

11 Krusenstjern, *Selbstzeugnisse*, wie Anm. 10, S. 463.

12 Ebd.



bringen vermag.<sup>13</sup> Autobiographien und Memoiren, Tagebücher und Chroniken, Reiseberichte und Briefe – sie alle können plausibel unter dem Begriff *Ego-Dokument* subsumiert werden.

Umzäumt mithin ein auf freiwilliger und expliziter Selbstthematizierung beruhender Begriff von *Ego-Dokumenten* schon ein weites Feld, so hat Winfried Schulze mit seiner Terminologie dieses Feld noch einmal erweitert: Er will auch Texte, die unfreiwillige oder gleich ganz erzwungene Selbstthematizierungen eines historischen Subjekts enthalten, unter das Genre *Ego-Dokumente* gefasst wissen. Schulze definiert:

„Gemeinsames Kriterium aller Texte, die als Ego-Dokumente bezeichnet werden können, sollte es sein, daß Aussagen oder Aussagepartikel vorliegen, die – wenn auch in rudimentärer und verdeckter Form – über die freiwillige oder erzwungene Selbstwahrnehmung eines Menschen in seiner Familie, seiner Gemeinde, seinem Land oder seiner sozialen Schicht Auskunft geben oder sein Verhältnis zu diesen Systemen und deren Veränderungen reflektieren. Sie sollten individuell-menschliches Verhalten rechtfertigen, Ängste offenbaren, Wissensbestände darlegen, Wertvorstellungen beleuchten, Lebenserfahrungen und -erwartungen widerspiegeln.“<sup>14</sup>

Mit dieser Erweiterung des Begriffs *Ego-Dokument* durch Schulze steht freilich die Frage im Raum, wie sich die Texte, die Benigna von Krusenstjern im Einklang mit der älteren niederländischen Forschungstradition zu *Ego-Dokumenten* als *Selbstzeugnisse* bezeichnet, hier einfügen lassen. Krusenstjern hat hier einen durchaus plausiblen Vorschlag gemacht. Demnach sind die auf explizite Selbstthematizierung beschränkten *Selbstzeugnisse* eine Untergruppe der Quellengattung *Ego-Dokumente*. Es leuchte nicht ein, schreibt sie, „warum es Ego-Dokument oder Selbstzeugnis heißen muß, wo doch beide Begriffe sich gar nicht ausschließen, sondern einander zugeordnet werden können. So wie die Autobiographie Bestandteil der Quellengruppe *Selbstzeugnisse* ist, so können diese als Bestandteil der umfassenderen Quellengruppe *Ego-Dokumente* angesehen werden.“<sup>15</sup> Sind damit aber all unsere Probleme gelöst? Ich meine nein.

### ***Ego-Dokumente* als quellenkundliches Problem**

Ungeachtet der in den vergangenen zwanzig Jahren geleisteten Arbeit am Begriff, bleibt der Terminus *Ego-Dokument* alles andere als eindeutig, selbstverständlich

---

<sup>13</sup> Ebd., S. 469.

<sup>14</sup> Schulze, Vorüberlegungen, wie Anm. 6, S. 28.

<sup>15</sup> Krusenstjern, *Selbstzeugnisse*, wie Anm. 10, S. 470.

oder unproblematisch. Ganz offensichtlich stellen sich mit der von Schulze vorgenommenen Erweiterung Fragen nach den Grenzen der Quellengattung, denn wenn auch unfreiwillige oder erzwungene Selbstaussagen unter *Ego-Dokumente* fallen, dann gehören auch Äußerungen zur Person im Rahmen von administrativen, jurisdiktionellen oder wirtschaftlichen Vorgängen dazu. Die Beiträge in Schulzes Sammelband behandeln folglich nicht nur autobiographische Texte im eigentlichen Sinne, sondern ebenso Bittschriften von Leibeigenen, Generalexamen von Kammergerichtsassessoren, Verhörprotokolle und Gerichtsakten als *Ego-Dokumente*.<sup>16</sup> Diese Diversität des Materials ist quellensystematisch freilich ein Problem, denn durch diesen weiten Begriff vom *Ego-Dokument* werden Akten und persönliche Quellen kategorial vermischt.

Gleichzeitig aber ist der weite Begriff vom *Ego-Dokument* doch auch wieder zu eng, weil er nur auf schriftliche Quellen abhebt und in seinem allgemeinen Erkenntnisinteresse stark den Fragestellungen der Frühen Neuzeit verpflichtet ist, für die die Geschichte der Entfaltung eines Subjekt- und Individualitätsbewusstseins ja weiterhin eines der zentralen Themenfelder ist. Wie aber stellt sich das im 19./20. Jahrhundert dar? Spätestens hier werden sicher auch nicht-schriftliche Quellen für die historische Rekonstruktion von Selbstdeutungsprozessen zentral. Ich denke hier an visuelles Material wie Gemälde, Drucke und Fotografien, an Audiomaterial wie Reden, Lieder oder Radiosendungen, oder audio-visuelles Material wie Filme- und Fernsehsendungen – oder jetzt das Internet – aber auch an Gegenstände der materiellen Kultur durch die ein Individuum sich als *soziales Ich* thematisiert und konstruiert, also Kleidung, Autos, Handys wie überhaupt Konsumgüter aller Art.

Angesichts dieser doppelten Problematik ist der Vorschlag Schulzes von der Frühneuzeitforschung eher kritisch rezipiert worden, und folgt man Andreas Rutz, so „hat die Forschung Schulzes weiten Quellenbegriff nicht übernommen, sondern arbeitet quellenterminologisch weiterhin mit dem überkommenen Begriff ‚Selbstzeugnis‘.“<sup>17</sup> Das löst die Probleme freilich auch nicht, denn der Begriff des *Selbstzeugnisses* ist quellensystematisch keinesfalls eindeutiger, und das ist nicht allein der Tatsache geschuldet, dass die maßgeblich von Johann Gustav Droysen und

16 Otto Ulbricht, Supplikationen als Ego-Dokumente. Bittschriften von Leibeigenen aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts als Beispiel, in: Schulze, *Ego-Dokumente*, wie Anm. 5, S. 149–174. Sigrid Jahns, Das Generalexamen der Kammergerichtsassessoren als „Ego-Dokument“, in: ebd., S. 191–205. Wolfgang Behringer, Gegenreformation als Generationenkonflikt oder: Verhörprotokolle und andere administrative Quellen zur Mentalitätsgeschichte, in: ebd., S. 275–293. Helga Schnabel-Schüle, Ego-Dokumente im frühneuzeitlichen Strafprozeß, in: ebd., S. 295–317. Winfried Schulze, Zur Ergiebigkeit von Zeugenbefragungen und Verhören, in: ebd., S. 319–325.

17 Andreas Rutz, Ego-Dokument oder Ich-Konstruktion? Selbstzeugnisse als Quellen zur Erforschung des frühneuzeitlichen Menschen, in: *zeitenblicke* 1 (2002), Nr. 2 [20.12.2002], URL: <http://www.zeitenblicke.historicum.net/2002/02/rutz/index.html>, Absatz 5 [Stand: 27.3.2011].

Ernst Bernheim grundgelegte und seitdem bis heute im Kern unverändert fortgeschriebene Quellensystematik des Historismus die Kategorie des *Selbstzeugnisses* nicht kennt.<sup>18</sup>

Das Problem ist viel grundsätzlicher und hat damit zu tun, dass die Quellensystematik des Historismus zentral im Dualismus von *Tradition* und *Überrest* ankert. Demnach wird unter *Tradition* bekanntlich alles historische Material gefasst, das bewusst zum Zweck der historischen Unterrichtung der Nachwelt verfasst worden ist, während unter *Überrest* all diejenigen Quellen klassifiziert werden, aus denen sich Erkenntnisse über historische Wirklichkeiten gewinnen lassen, ohne dass die historische Unterrichtung der Nachwelt in der Absicht der Verfasser gelegen hätte.<sup>19</sup> Unter *Überrest* fällt klassischerweise das sich in Akten und Urkunden manifestierende Geschäftsschrifttum einer Zeit sowie – in den Worten des unverwüstlichen Ahasver von Brandt – auch die „Schriftquellen des nichtgeschäftlichen Bereichs, wie Privat- (auch Liebes-) Briefe, Werke der Wissenschaft, der Dichtkunst, der Unterhaltung, usw.“, sofern aus ihnen „nur immer (vom Autor gar nicht beabsichtigte) Erkenntnisse über einen historischen Zustand oder Vorgang geschöpft werden können.“<sup>20</sup>

*Selbstzeugnisse* wie Briefe, Tagebücher oder autobiographische Texte lassen sich in dieser Quellensystematik kaum eindeutig verorten, und entsprechend groß ist der ‚Eiertanz‘, der um die quellenkundliche Einordnung von *Selbstzeugnissen* seit Droysens Tagen veranstaltet worden ist. War zum Beispiel für Droysen die private Briefkorrespondenz ein „Höhepunkt“ der subjektiven Reihe der Traditionsquellen,<sup>21</sup> so gruppiert Ahasver von Brandt den ‚echten‘, d. h. nicht fiktiven oder als literarisches Kunstwerk angelegten Brief unter die Kategorie „echter ‚Überrest‘“, weil die Übermittlung von historischen Kenntnissen an die Nachwelt in ihnen allenfalls unabsichtlich geschehe.<sup>22</sup> Gleichwohl gestand er zu, dass es sein könne, dass ein Brief „bei anderer Fragestellung auch einmal als ein Stück Tradition“ aufgefasst werden müsse, etwa dann, wenn ein Brief schon im Gedanken an eine spätere Veröffentlichung als Nachrichtenquelle für die Nachwelt geschrieben worden sei.<sup>23</sup> Eine ähnlich hybride Zwischenstellung zwischen Tradition und Überrest billigt Ahasver von Brandt auch autobiographischen Texten zu. Jedes historische oder biographische

18 Johann Gustav Droysen, Historik. Textausgabe von Peter Leyh, Stuttgart-Bad Cannstatt 1977. Ernst Bernheim, Lehrbuch der historischen Methode und der Geschichtsphilosophie. Mit Nachweis der wichtigsten Quellen und Hilfsmittel zum Studium der Geschichte, 5./6. Auflage, Leipzig 1908.

19 Droysen, Historik, wie Anm. 18, S. 426–428. Bernheim, Lehrbuch, wie Anm. 18, S. 255–259. Ahasver von Brandt, Werkzeug des Historikers. Eine Einführung in die historischen Hilfswissenschaften, 17. Auflage, Stuttgart 2007, S. 48–64.

20 Brandt, Werkzeug, wie Anm. 19, S. 54.

21 Droysen, Historik, wie Anm. 18, S. 91.

22 Brandt, Werkzeug, wie Anm. 19, S. 56.

23 Ebd., S. 60.

oder autobiographische Werk könne je nach Fragestellung entweder als Tradition oder als Überrest Verwendung finden.<sup>24</sup>

Eine weitere Unterscheidung des Quellenmaterials, die strukturell an die Unterscheidung von Tradition und Überrest gekoppelt ist, ist die von Akten und persönlichen Quellen. Die von Winfried Baumgart bei der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft herausgegebene siebenbändige „Quellenkunde zur Geschichte der Neuzeit von 1500 bis zur Gegenwart“ unterscheidet mit Band 4 „Restauration, Liberalismus und Nationale Bewegungen (1815–1870)“ auch im Titel durchgehend zwischen „Akten, Urkunden“ einerseits und „persönliche Quellen“ andererseits.<sup>25</sup> Auch diese Unterscheidung suggeriert auf den ersten Blick eine Klarheit, die sich bei näherem Hinsehen rasch wieder eintrübt. So fragt Wolfgang Elz, der Bearbeiter des 2003 erschienenen Bandes über die persönlichen Quellen zur Zeit der Weimarer Republik, des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkriegs, in seiner Einleitung nach dem Verhältnis von Akten und persönlichen Quellen, und kommt dabei zu dem Schluss, dass es eine „absolut trennscharfe Grenze“ zwischen Akten und persönlichen Quellen nicht gebe. Deshalb wolle er unter „persönliche Quellen“ solche Quellen verstanden wissen, „die eindeutig einer Person zuzuweisen sind und ebenso eindeutig nicht zu den reinen Akten gehören.“<sup>26</sup> Das sind für Elz – wie überhaupt für alle Bearbeiter der einzelnen Bände der Baumgartschen Quellenkunde – Briefe, Tagebücher, Autobiographien und Memoiren.

In letzter Konsequenz liegt hinter diesen beiden für die historische Quellensystematik grundlegenden Unterscheidungen – der zwischen *Überrest* und *Tradition* einerseits, der zwischen *Akten* und *persönlichen Quellen* andererseits – die Unterscheidung zwischen *Objektivität* und *Subjektivität* des Materials in Bezug auf die historische Wirklichkeit. Für Droysen war es bestimmend für die Quellen der *Tradition*, dass in ihnen die „Vergangenheiten, wie menschliches Verständnis sie aufgefaßt und sich geformt hat, zum Zwecke der Erinnerung überliefert“ sind.<sup>27</sup> Es sei deshalb charakteristisch für die Quellen dieser Großgattung, dass es sich bei ihnen um „Auffassungen“ handle, die man folglich „nach dem Verhältnis zwischen der Auffassung und dem, was sie auffassen“, unterscheiden könne. Es werde in ihnen folglich „entweder mehr das Sachliche oder mehr die Auffassung, wenn man will,

24 Ebd., S. 55.

25 Winfried Baumgart (Hrsg.), Quellenkunde zur deutschen Geschichte der Neuzeit von 1500 bis zur Gegenwart, CD-ROM, Darmstadt 2005.

26 Alle Belege: Wolfgang Elz (Bearb.), Weimarer Republik, Nationalsozialismus, Zweiter Weltkrieg (1919–1945). Zweiter Teil. Persönliche Quellen (Quellenkunde zur deutschen Geschichte der Neuzeit von 1500 bis zur Gegenwart 6,2), Darmstadt 2003, S. 1.

27 Droysen, Historik, wie Anm. 18, S. 427.

das Subjektive überwiegen können.“<sup>28</sup> *Sache* – also ein historisches Faktum – und *Auffassung* – also die subjektive Deutungs- und Vorstellungswelt, aus der heraus historische Wirklichkeit wahrgenommen wird – werden so zu den beiden Polen des Spannungsfeldes, in dem sich die quellenkritische Arbeit mit den Memoiren, Briefen, Tagebüchern und anderen Traditionsquellen bewegt.<sup>29</sup>

Entscheidend für die Auseinandersetzung der bis heute im Kern gültigen Quellen-systematik des Historismus mit Briefen, Tagebüchern, Memoiren und anderen Quellen der Tradition war nun die Prämisse, dass sie gleichermaßen „Tatsächliches“ wie auch den „Gedankenkreis des Darstellers“ und den „Gedankenkreis des Zeitalters“ enthielten, den kollektiven Wertehaushalt seiner Zeit also. Diese „Gedankenkreise“ nun bewirkten für Droysen die „Trübung und Färbung des Tatsächlichen“.<sup>30</sup> Das *Subjektive* stand mithin gleichsam zwischen dem Historiker und der in einem Tagebuch, einem Brief oder einem Erinnerungswerk enthaltenen historischen Faktizität. Deshalb arbeitet sich die historistische Quellenkritik im Umgang mit *persönlichen Quellen* vor allem daran ab, das „Tatsächliche“ aus den „Auffassungen“ herauszufiltern.<sup>31</sup>

Dieser Frageansatz bestimmt bis heute maßgeblich die quellenkundliche Auseinandersetzung mit *Selbstzeugnissen*. Mit Händen greifen lässt sich dies in der schon erwähnten Baumgartschen „Quellenkunde zur Geschichte der Neuzeit von 1500 bis zur Gegenwart“. In dem 1977 erstmals erschienenen und 1991 sowie 2004 überarbeiteten Band 5.2, der die persönlichen Quellen für das Zeitalter des Imperialismus und des Ersten Weltkrieges zusammenträgt, fasst der Bearbeiter Winfried Baumgart die Memoiren der Zeit von 1871 bis 1918 als „Traditionsquellen“, „da sie von ihrer eigenen Hauptintention her zur Unterrichtung der Nachwelt verfaßt“ seien.<sup>32</sup> Die *Subjektivität* der Memoiren wird auch hier als Haupthindernis auf dem Weg zur historischen Wirklichkeit identifiziert, und als die die *Subjektivität* der Memoiren definierenden Faktoren werden genannt: erstens, die perspektivische Verkürzung der Darstellung, die den Autor und seine Sicht auf die erfahrene historische Wirklichkeit in den Mittelpunkt stellt; zweitens die interessengeleitete Auswahl des Stoffes durch den Verfasser und die darin begründete selektive Darstellung historischer Wirklichkeit; drittens der in der Regel große zeitliche Abstand

---

28 Ebd., S. 90.

29 Ebd., S. 91.

30 Alle Belege: Ebd., S. 146.

31 Vgl. dazu auch Brandt, Werkzeug, wie Anm. 19, S. 61–63.

32 Winfried Baumgart (Bearb.), *Das Zeitalter des Imperialismus und des Ersten Weltkrieges (1871–1918). Zweiter Teil. Persönliche Quellen (Quellenkunde zur deutschen Geschichte der Neuzeit von 1500 bis zur Gegenwart 5,2)*, 2. Auflage, Darmstadt 1991, S. 1. Auf der CD-ROM Ausgabe von 2005 finden sich diese Zitate unverändert.

zwischen Schreibgegenwart und den dargestellten historischen Begebenheiten, sowie viertens schließlich die Wertung des Geschehens durch den Verfasser. Aus diesen Gründen müsse der Historiker, so Baumgart, Memoiren „von vornherein ein professionelles Mißtrauen entgegenbringen“.<sup>33</sup> Im Vergleich zu Memoiren billigt Baumgart Tagebüchern und Briefen „allgemein ein höheres Maß an Wahrheitsgehalt“ zu.<sup>34</sup> Beide Quellengattungen gehörten „der Kategorie der Überreste an“ und seien deshalb „im Hinblick auf die Nachwelt ohne Absicht der Irreführung oder Fälschung geschrieben“, weshalb sie „zuverlässige Momentaufnahmen“ böten.<sup>35</sup>

### **Auf dem Weg zu einer kommunikationspragmatischen Quellenkunde der *Ego-Dokumente***

Versucht man nun, diese quellenkundliche Forschungstradition zu der jüngsten Diskussion über *Ego-Dokumente* und *Selbstzeugnisse* in Beziehung zu setzen, so scheinen diese beiden Stränge kaum miteinander vermittelbar zu sein, und zwar vor allem deshalb, weil die Quellensystematik des Historismus das historische Material nach Gattungen ordnet, während die Diskussion um *Ego-Dokumente* und *Selbstzeugnisse* das Quellenmaterial vor allem kommunikationspragmatisch bestimmt. Es ist demnach der kommunikative Akt der Selbstthematizierung, der das zentrale Kriterium für die Bestimmung von *Ego-Dokumenten* und *Selbstzeugnissen* definiert. Diese Bestimmung liegt quer zu einer gattungssystematischen Ordnung des Quellenmaterials, denn Tagebücher und Briefe, ja selbst Memoiren können, aber müssen nicht notwendigerweise Selbstthematizierungen darstellen, denn es gibt beispielsweise viele Erinnerungswerke, die als Memoiren daherkommen, sich aber vor allem als die Erinnerung an andere entfalten. Auf der anderen Seite können natürlich auch Akten und Urkunden gleichermaßen individuelle wie kollektive Selbstthematizierungen enthalten.

Die Kommunikationspragmatik von *Ego-Dokumenten* und *Selbstzeugnissen* lässt in vieler Hinsicht auch die Unterscheidung zwischen *Tradition* und *Überrest* als fruchtlos erscheinen, weil die Selbstthematizierung eine ganze Fülle von gegenwartsbezogenen kommunikativen Funktionen erfüllen kann, von denen die historische Unterrichtung der Nachwelt nur eine von mehreren Absichten des Autors darstellt. Es geht in *Selbstzeugnissen* allzu oft vor allem um gegenwartsbezogene Geschichts- und Identitätspolitik, um Selbsttherapie und Selbstvergewisserung angesichts erfahrenen Wandels, um das sich-Hineinschreiben von Individuen und sozialen Gruppen in die Geschichtsbilder einer Gegenwart, um die Überwindung von

---

33 Ebd., S. 2.

34 Ebd.

35 Ebd., S. 3.

persönlichen und kollektiven Krisen usw.<sup>36</sup> Diese ganze Vielfalt an kommunikativen Funktionen, die *Selbstzeugnisse* erfüllen können, lassen sich mit dem Gegensatzpaar *Tradition* und *Überrest* kaum fassen, sondern allenfalls kommunikationspragmatisch profilieren.

Wenn es nun jedoch so ist, dass sich *Ego-Dokumente* und *Selbstzeugnisse* nur kommunikationspragmatisch bestimmen lassen, dann heißt das zugleich auch, dass die kommunikationspragmatische Kritik des Quellenmaterials noch viel schärfer gefasst werden muss, als das bisher üblicherweise geschieht. Deshalb abschließend noch ein paar Anmerkungen zum Projekt einer kommunikationspragmatischen Erneuerung der historischen Quellenkunde.<sup>37</sup> Ein kommunikationspragmatischer Zugriff auf *Ego-Dokumente* und *Selbstzeugnisse* bedeutet grundsätzlich, das *Was* der biographischen Kommunikation in Abhängigkeit von deren *Wie* und *Warum* zu analysieren. Das wiederum heißt, *Ego-Dokumente* und *Selbstzeugnisse* nicht allein als eine grammatisch verknüpfte Zeichen- und Satzfolge zu sehen, sondern als eine sprachliche Handlung, durch die deren Autor eine bestimmte kommunikative Beziehung zu einem von ihm selbst im Akt des Schreibens imaginierten Publikum herzustellen versucht. Damit sind *Ego-Dokumente* und *Selbstzeugnisse* in einem kommunikativen Handlungskontext angesiedelt, der deren sprachliche Zeichenfolge weit übersteigt, der zugleich aber die in ihnen vollzogene biographische Kommunikation selbst steuert. Sowohl die Produktion als auch die Rezeption von *Ego-Dokumenten* und *Selbstzeugnissen* geschieht im Hinblick auf jenen textexternen Bezugs- und Handlungsrahmen – und erst dieser Bezug zum biographisch-historischen Kontext einer Selbstthematisierung bestimmt sowohl die jeweilige Funktion als auch die spezifische Bedeutung der biographischen Kommunikation *in den* Texten.

In ihrer quellenkritischen Auseinandersetzung mit *Ego-Dokumenten* und *Selbstzeugnissen* sollten Historiker sich also nicht nur um das Verständnis der materiellen Zeichen in den Texten – die kommunizierten Inhalte also – bemühen, sondern auch den außertextuellen kommunikativen Bezugs- und Handlungsrahmen, den diese Quellen voraussetzen und der sie zugleich ermöglicht, rekonstruieren, um die spezifische Bedeutung der *in und mit den* Texten vollzogenen biographischen Kommunikation rekonstruieren zu können. Es geht also allgemein darum, herauszufinden, wie im Prozess der Selbstthematisierung sprachlich und inhaltlich auf einen äußeren historischen Kontext der Schreibgegenwart Bezug genommen wird und wie dieser textexterne Kontext der Texte auch textintern an ihrer Sprachgestalt erkennbar wird.

---

36 Das sind zentrale Ergebnisse meiner Habilitationsschrift zu Autobiographien deutscher Politiker des 20. Jahrhunderts. Volker Depkat, *Lebenswenden und Zeitenwenden. Deutsche Politiker und die Erfahrungen des 20. Jahrhunderts*, München 2007, insbesondere S. 65–127.

37 Das Folgende fasst zusammen: Depkat, Plädoyer, wie Anm. 1.

Dies heißt freilich, dass man zunächst einmal nach dem sowohl lebensgeschichtlichen als auch allgemein historischen *Warum* und *Wann* der Selbstthematizierung fragen muss, bevor man sich an das *Was* und *Wie* der Selbstthematizierung macht. Die Rekonstruktion des ‚biographischen Orts‘ der Selbstthematizierung wird damit zu einer zentralen Aufgabe im Umgang mit *Ego-Dokumenten* und *Selbstzeugnissen* – und natürlich auch zum integralen Bestandteil der biographischen Forschung, die eben nicht nur die Tatsächlichkeit eines gelebten Lebens, sondern auch die aus diesem Leben resultierenden und untrennbar mit ihm verknüpften autobiographischen Selbstentwürfe in der Bezogenheit aufeinander analysieren sollte. In einem zweiten Schritt wäre sodann herauszufinden, wie der textexterne kommunikative Kontext die in den Texten selbst vollzogene Kommunikation steuert. Dazu bieten Ansätze der literaturwissenschaftlichen Narratologie auch Historikern vielfältige Hilfestellungen, die ich an anderer Stelle ausführlicher erörtert habe.<sup>38</sup> Für den Zusammenhang des vorliegenden Argumentes entscheidend ist nun, dass ein kommunikationspragmatisch organisierter Zugriff auf *Ego-Dokumente* und *Selbstzeugnisse* die für die Quellensystematik des Historismus so entscheidende Gegenüberstellung von historischer „Tatsächlichkeit“ und dem „subjektiven Gedankenkreis“ in sich zusammenfallen lässt. Denn als Selbstthematizierung, die in einem relativ genau identifizierbaren biographisch-historischen Kontext spezifische kommunikative Funktionen erfüllt, sind *Ego-Dokumente* und die in ihnen repräsentierten Selbstentwürfe selbst historische Fakten – und zugleich auch historische Ereignisse, die sich in Kategorien von Ursache und Wirkung analysieren lassen. *Ego-Dokumente* spiegeln also nicht einfach nur dahinter liegende subjektive Sinnwelten, soziale Realitäten und historische Erfahrungen, sondern die freiwillige oder erzwungene Selbstthematizierung bringt diese in einem Akt der Selbstdeutung immer auch erst wieder hervor. Insofern zwingt uns die quellenkundliche Auseinandersetzung mit *Ego-Dokumenten* letztlich zu einem Überdenken der Prämissen, auf denen die historische Quellenkunde seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert beruht.

---

38 Depkat, Plädoyer, wie Anm. 1, S. 208–215. Zudem stellt meine Habilitationsschrift einen Versuch dar, das autobiographische Quellenmaterial kommunikationspragmatisch und narratologisch aufzuarbeiten. Depkat, Lebenswenden, wie Anm. 36.



# Ansätze zu einer kollektiven Biographie? (Finanz-)Beamte in Westfalen und ihre Entnazifizierung

von Annette Hennigs

Nach Kriegsende im Mai 1945 standen die Alliierten vor der Aufgabe, zur Bewältigung der anstehenden Alltagsprobleme eine funktionierende Verwaltung in den Besatzungszonen zu organisieren. Da in vielen Bereichen des öffentlichen Lebens aber Personen tätig waren, deren Affinität zum Dritten Reich zunächst geklärt werden musste, um den rechtsstaatlichen und demokratischen Charakter der notwendigen neuen Strukturen zu gewährleisten, fanden in allen Besatzungszonen intensive Untersuchungen statt.<sup>1</sup> Die Militärregierungen begannen noch 1945 eine großangelegte Überprüfung: Auf den vier engbedruckten Seiten des dazu eingeführten politischen Fragebogens mussten die Bediensteten des öffentlichen Dienstes Auskunft geben zu ihren persönlichen Daten, ihrer gegenwärtigen beruflichen Stellung, ihrer Stellung vor 1933 und ihrer künftig gewünschten Stellung. Sie mussten außerdem Bericht erstatten über ihre Zugehörigkeit zur NSDAP und über ihre Tätigkeit in den verschiedenen Organisationseinheiten der Partei, zu ihrer Mitgliedschaft und Tätigkeit in den der NSDAP angeschlossenen Organisationen und Verbände, ihre Veröffentlichungen und Reden und den Verlauf ihrer dienstlichen Verhältnisse. Sie mussten ihr Einkommen offen legen, Informationen zu ihrem Militärdienst abgeben, Auslandsreisen seit 1933 darlegen und weitere politische Mitgliedschaften auch für die Zeit vor 1933 angeben.

Diese Fragebögen wurden mit Beginn der Entnazifizierung im Juli 1945 eingeführt, die Frühphase der Entnazifizierung verlief jedoch noch weitgehend ungeordnet. Im Januar 1946 erließ der Alliierte Kontrollrat eine Direktive, die die Entnazifizierungsverfahren für ganz Deutschland vereinheitlichte. In der Folge wurde ein zwölfseitiger Fragebogen eingeführt, der den alten vierseitigen ersetzte. Insgesamt

---

1 Zusammenfassend zur Entnazifizierung in NRW: Matthias Meusch, Die Entnazifizierung und die Anfänge der juristischen Auseinandersetzung mit den Verbrechen des Nationalsozialismus, in: Martina Wiech (Hrsg.), 1946 – Politik und Alltag im Gründungsjahr des Landes Nordrhein-Westfalen. Eine gemeinsame Ausstellung des Landesarchivs und des Landtags Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf 2006, S. 50–55; Peter Hüttenberger, Entnazifizierung im öffentlichen Dienst Nordrhein-Westfalens, in: Friedrich Gerhard Schwegmann (Hrsg.), Die Wiederherstellung des Berufsbeamtentums nach 1945. Geburtsfehler oder Stützpfiler der Demokratiegründung in Westdeutschland?, Düsseldorf 1986, S. 47–64; Mit einem etwas weiteren Blick auf die Beamtenschaft der Bezirksregierungen Münster und Detmold: Hedwig Schrulle, Verwaltung in Diktatur und Demokratie. Die Bezirksregierungen Münster und Minden/Detmold von 1930 bis 1960, Paderborn 2008.

erfuhr dieses Formular mehrfach Veränderungen. Überliefert sind die Fragebögen an verschiedenen Stellen, vor allem in dem Bestand „Der Sonderbeauftragte für die Entnazifizierung in NRW“ im Landesarchiv NRW Abteilung Rheinland, in dem eine für NRW weitestgehend vollständige Überlieferung der Einzelfallakten aus den Entnazifizierungsakten vorliegt.<sup>2</sup> Diese Entnazifizierungsakten entstanden bei den Entnazifizierungsausschüssen der Stadt- und Landkreise und sind entsprechend nach ihrer regionalen Herkunft geordnet. Nur für einige wenige Berufsgruppen (Wehrmachtsangehörige, Polizei und Bergbau) gab es Sonderausschüsse.

Zum Teil sind die Fragebögen auch in Personalakten vorhanden.<sup>3</sup> Dabei handelt es sich um Dubletten der in den eigentlichen Entnazifizierungsunterlagen vorhandenen Fragebögen, in der Regel aber nicht in der gleichen Vollständigkeit.

Für Westfalen haben sich darüber hinaus weitere Fragebögen für die Finanzbeamten der Oberfinanzdirektion Münster erhalten und umfassen 4682 Einzel-Personennachweise.<sup>4</sup> Eine archivische Kassation hat nicht stattgefunden, die vorgefundene Überlieferung ist 1979 komplett in das Landesarchiv NRW Abteilung Westfalen übernommen worden. Das besondere an diesen Fragebögen, die ebenfalls nur eine Doppelüberlieferung zu den Fragebögen in den eigentlichen Entnazifizierungsunterlagen darstellen, ist der konkrete Bezug zur Berufsgruppe der Finanzbeamten, die auf diesem Wege kollektiv greifbar werden. Dieser berufsgruppenspezifische Zugriff ist über die Datenbanken, mit denen die Entnazifizierungsakten erschlossen sind, nicht möglich.

Insgesamt werfen die Fragebögen ein Schlaglicht auf die Situation der Bediensteten im öffentlichen Dienst in einer Zeit des Umbruchs und der Neuorganisation.

Dies kann als eine verlockende Quellenlage bezeichnet werden, scheint sich hier doch eine große Menge mehr oder weniger einheitlich gestalteter Fragebögen zu einer konkret umrissenen Personengruppe eines bestimmten Verwaltungszweiges für eine statistische Auswertung geradezu anzubieten. Was leistet diese serielle Quelle aber wirklich an Aussagekraft für die Beschäftigten eines kompletten Verwaltungszweiges? Kann auf dieser Basis eine kollektive Biographie der Finanzbeamten in Westfalen für die Zeit vor und nach 1945 erstellt werden?

Denn einiges ist von vornherein und ohne schon Analyseergebnisse erheben zu müssen quellenkritisch anzumerken: Die Fragebögen sind auf einen engen Zeitraum

2 Eine umfassende Beschreibung des Bestandes liegt vor in: Jens Niederhut, Entnazifizierungs-Einzelfallakten in Nordrhein-Westfalen, in: Jens Heckl (Hrsg.), Unbekannte Quellen: „Massenakten“ des 20. Jahrhunderts. Untersuchungen seriellen Schriftguts aus normierten Verwaltungsverfahren, Münster 2010, S. 22–29.

3 Annette Hennigs, Personalakten, in: Jens Heckl (Hrsg.), Unbekannte Quellen, wie Anm. 2, S. 149–158.

4 LAV NRW W Oberfinanzdirektion Münster Nr. 2285 bis Nr. 2336.

fokussiert, sie wurden von den Betroffenen unter großem politischen, sozialen und psychischen Druck ausgefüllt, sie enthalten nur die standardisierten Antworten, die formalisierte Abfragen ermöglichen, und die Abfragen der Alliierten in der Zeit nach 1945 decken sich nicht zwangsläufig mit den Interessen der Historiker im Jahr 2011. Trotzdem soll hier der Versuch gewagt werden, die Quelle näher zu betrachten und ihre Aussagekraft für eine kollektivbiographische Analyse einzuordnen.

## Finanzbeamte in der NS-Zeit

Zunächst stellt sich die berechtigte Frage, ob ein Blick auf Finanzbeamte in der NS-Zeit denn überhaupt von Interesse sein kann. Längst hat die Forschung jedoch die Verstrickung der sogenannten ‚Schreibtischtäter‘ in die Strukturen des NS-Systems aufgearbeitet, sorgten sie doch für die reibungslose Abwicklung der gesetzlichen Vorgaben des Unrechtsstaates. Die Aufarbeitung der Wiedergutmachung, die aufgrund ihrer Vorgeschichte natürlich kein reines Nachkriegsthema ist, hat die vielfältigen Verknüpfungen der Finanzverwaltung mit den Verbrechen der NS-Zeit deutlich aufgezeigt, und gerade für Westfalen liegen wichtige Forschungsergebnisse vor.<sup>5</sup>

Schon 1931 war zur Verhinderung des Kapitalabflusses aus dem wirtschaftskrisengeschüttelten Deutschen Reich eine Verordnung ergangen, die als „Reichsfluchtsteuer“ traurige Berühmtheit erlangte. Im gleichen Jahr hatte die Devisenstelle beim Landesfinanzamt Münster ihre Arbeit aufgenommen. Zahlreiche Devisengesetze sollten die Abwanderung der Reichsmark ins Ausland verhindern. In Zusammenarbeit mit Wohnsitzfinanzamt, Zollfahndung, Devisenstelle und Polizei ermittelte die Finanzverwaltung die Auswanderungswilligen, um illegale Abwanderungen zu verhindern. Die Kontrolle der jüdischen Bevölkerung durch die Steuerfahndung ging in der NS-Zeit noch weiter: 1936 sollten die Polizeistellen die Pässe der jüdischen Steuerpflichtigen einziehen, neue Pässe wurden erst nach Überprüfung durch die Steuerfahndung ausgestellt. Um diese zu bekommen, mussten die Betroffenen wie-

5 Alfons Kenkmann/Bernd-A. Rusinek (Hrsg.), *Verfolgung und Verwaltung. Die wirtschaftliche Ausplünderung der Juden und die westfälischen Finanzbehörden*, Münster 1999, darin insbesondere der Beitrag von Gerd Blumberg, *Etappen der Verfolgung und Ausraubung und ihre bürokratische Apparatur*, S. 15–40; Katharina van Bebber, *Wiedergutmachung? Die Entschädigung für Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung nach dem Bundesentschädigungsgesetz durch die Entschädigungsgerichte im OLG-Bezirk Hamm*, Berlin 2001; Frank Bajohr, *Interessenkartell, personale Netzwerke und Kompetenzerweiterung: Die Beteiligten bei der „Arisierung“ und Konfiszierung jüdischen Vermögens*, in: Gerhard Hirschfeld/Tobias Jersak (Hrsg.), *Karrieren im Nationalsozialismus. Funktionseliten zwischen Mitwirkung und Distanz*, Frankfurt a. M. 2004, S. 45–56; Alfons Kenkmann, *„Pater Devisus“ – ein Finanzbeamter zwischen Weltwirtschaftskrise, Weltanschauung und Wiedergutmachung*, ebd., S. 57–71; Alfons Kenkmann/Christoph Spieker/Bernd Walter (Hrsg.), *Wiedergutmachung als Auftrag. Begleitband zur gleichnamigen Dauerausstellung – Geschichtsort Villa ten Hompel*, Essen 2007; Marlene Klatt, *Unbequeme Vergangenheit. Antisemitismus, Judenverfolgung und Wiedergutmachung in Westfalen 1925–1965*, Paderborn 2009.

derum 25 % ihres Vermögens als Sicherheitsleistung hinterlegen. Nach der Pogromnacht am 12. November 1938 wurde die sogenannte „Judenvermögensabgabe“ als ‚Sühneleistung‘ für das Attentat auf den deutschen Diplomaten Ernst von Rath in Paris beschlossen.

Damit war die Überwachung der Auswanderung nach dem Novemberpogrom nahezu lückenlos, bis 1941 schließlich alle legalen Auswanderungsmöglichkeiten verboten wurden und im Oktober des Jahres die Deportationen begannen. Gleichzeitig begann die Finanzverwaltung mit der Einziehung der Vermögen. Die bewegliche Habe wurde versteigert, die Immobilien eingezogen.

Die Finanzverwaltung war also Teil des Gefüges von Verfolgung und Vernichtung, das die NS-Herrschaft ausmachte. Getragen wurde sie von einem Beamtenapparat, der zum großen Teil aus der Weimarer Zeit übernommen worden war und den die Forschung als stärksten traditionellen und stabilisierenden Faktor im Herrschaftsgefüge des Dritten Reiches neben Justiz und Reichswehr bezeichnet.<sup>6</sup> Ohne an dieser Stelle intensiv auf die Beamtenschaft vor und während des Dritten Reiches eingehen zu wollen, so wird doch diese Berufsgruppe im allgemeinen als konservativ eingestuft, sie begrüßte die Wiederherstellung des verloren geglaubten Berufsbeamtentums, hoffte auf eine neue Stabilität und stand damit dem neuen Regime in großen Teilen zumindest nicht ablehnend gegenüber.<sup>7</sup>

## Auswertung der politischen Fragebögen

Es liegt also insgesamt eine vielversprechende Quelle zu einer Personengruppe vor, die eine nähere Betrachtung wert ist. Was leisten die Fragebögen aber für eine kollektivbiographische Analyse wirklich?

Eine vollständige Analyse der bei der Oberfinanzdirektion überlieferten Fragebögen kann hier leider nicht vorgelegt werden. Ziel ist es eher, eine Quelle in ihren Auswertungsmöglichkeiten auszuleuchten und nicht, eine umfassende Kollektivbiographie der westfälischen Finanzbeamten in der NS-Zeit vorzulegen. Es wurde eine Stichprobe von ca. 10 % untersucht, deren Ergebnis als Trend bezeichnet werden kann, der durch eine eingehende Analyse verifiziert werden müsste. Der Fokus liegt auf den frühen vierseitigen Fragebögen aus den Jahren 1945 und 1946. Aus der Auswertung herausgenommen wurden alle Geburtsjahrgänge nach 1920, da diese

6 Reinhard Kühnl, Die Weimarer Republik. Errichtung, Machtstruktur und Zerstörung einer Demokratie, Hamburg 1985, S. 72.

7 Hans Mommsen, Bürokratie im Nationalsozialismus, in: Beamte im Nationalsozialismus, Ausstellung der Fachhochschule für öffentliche Verwaltung NW 1984; ders., Beamtentum im Dritten Reich. Mit ausgewählten Quellen zur nationalsozialistischen Beamtenpolitik, Stuttgart 1966, S. 14; Hans Hattenhauer, Geschichte des Beamtentums, Köln/Berlin/Bonn/München 1980, S. 369 ff.

Personen 1933 noch Schüler waren und aufgrund des Kriegsdienstes bis 1945 in der Finanzverwaltung über die Ausbildung hinaus kaum eine Rolle gespielt haben.

Die Fragebögen geben aufgrund ihrer Struktur die Parameter vor, die untersucht werden können. Hier sollen einige beispielhaft herausgegriffen werden.

### **Parteimitgliedschaft**

Die Mitgliedschaft in der NSDAP wird bis heute als ein Kriterium zur Einordnung einer Person als aktiven Nationalsozialisten verstanden. So gehört diese Angabe auch zu den wichtigsten Parametern, die in den Fragebögen abgefragt wurden, denn die Mitgliedschaft konnte im Jahr 1945 unmittelbar die Entlassung aus dem öffentlichen Dienst nach sich ziehen. Erhoben wurde in den Fragebögen aber auch Zugehörigkeiten zu Parteien in der Zeit vor 1933.

Vor 1933 waren 12,7 % aller untersuchten Beamten Mitglied einer Partei, wobei die DVP, die NSDAP und das Zentrum die jeweils meisten Mitgliedschaften verzeichneten (jede ca. ein Viertel der Parteimitglieder insgesamt). Dies dokumentiert sicher nicht die Gesamtheit der politisch Interessierten und Engagierten, man muss zwischen Parteibuch und Wählerverhalten der parteipolitisch nicht gebundenen Beamten deutlich unterscheiden, was man anhand der Fragebögen aber leider nicht kann.

Bei Kriegsende waren 69,5 % der Beamten Mitglied der NSDAP. Dies spiegelt wiederum nicht zwangsläufig ein hohes Maß an aktivem politischem Engagement der Beamtenschaft. Von Interesse sind sicher darüber hinaus auch die ca. 30 % Nicht-Parteizugehörigen.

In einigen wenigen Fällen liegen den Fragebögen ergänzende persönliche Stellungnahmen bei, die etwas mehr Hintergrundinformationen über die Parteimitgliedschaften liefern als die „nackten“ Fragebögen. So begründete ein Obersteuereinspektor aus Lübbecke seine NSDAP-Mitgliedschaft so: „Ich strebte s. Zt. meine Versetzung von Lübbecke (Westf.) nach Minden an. 1931 wurde mir ein Versetzungsantrag abgelehnt. Ich glaubte, nur als Mitglied der Partei die Versetzung zu erreichen.“<sup>8</sup> Dabei wurde von Seiten der Partei auch Druck ausgeübt, der über den bloßen Beitritt hinaus ging und zu echtem Engagement aufforderte. Den genannten Obersteuereinspektor erreichte im Februar 1944 ein Schreiben der Ortsgruppe Barkhausen an der Porta mit folgendem Inhalt: „Leider haben Sie im Jahre 1943 von den 16 größeren Veranstaltungen unserer Ortsgruppe nur wenige besucht. Sagen Sie nicht, Sie seien immer dienstlich oder geschäftlich verhindert gewesen. Diese Entschuldigung dürfte nur in den wenigsten Fällen zutreffen. Nach den Wor-

---

8 LAV NRW W OFD Münster Nr. 2298.

ten des Kreisleiters darf es für einen Parteigenossen keine Entschuldigung geben, wenn der Ortsgruppenleiter, der ja auch immer da sein muss, zu einer Versammlung, Feierstunde oder dergleichen aufruft.“<sup>9</sup> Ein Finanzbeamter aus Lüdenscheid berichtete: „Als Blockwalter der NSV erhielt ich 1937 die Aufforderung, der Partei beizutreten, was ich als Beamter nicht ablehnen konnte.“<sup>10</sup>

Es gab sicher vielfältige Gründe, in die Partei einzutreten, und die Begründungen im Sommer 1945 wichen vermutlich auch von denen zum Eintrittsdatum ab. Die beiden Beispiele zeigen jedoch die äußere Einflussnahme auf die Beamten, die sich offensichtlich einem gewissen Druck ausgesetzt sahen.

Wie bekannt, gab es bei der NSDAP verschiedene Beitrittswellen. Es gab Mitgliedschaften vor 1933 und zahlreiche Beitritte unmittelbar nach der Machtübernahme bis zum 19. April 1933. Danach erfolgte eine Aufnahmesperre für weitere Neumitglieder wegen des großen Ansturms v. a. nach der Reichstagswahl vom März 1933 („Märzgefallene“). Immer wieder kam es zu Lockerungen bis zur Aufgabe des Verbotes am 10. Mai 1939. Schon 1937 traten Regelungen für bestimmte Ausnahmefälle in Kraft, so z. B. für Mitglieder anderer NS-Organisationen, die sich dort ideologisch bewährt hatten. Danach stiegen die Mitgliederzahlen wieder spürbar an, 1945 hatte die Partei 8,5 Mio. Mitglieder.

Die Fragebögen erlauben einen Blick auf diese Beitrittswellen. Vor 1933 waren 2,7 % der untersuchten Probanden in der NSDAP, bis zum Aufnahmestopp 1933 traten 17,6 % bei, 1937 37,6 % und in den 1940er Jahren nur noch 9,3 %. Bis zum Jahr 1937 einschließlich waren also die meisten Parteieintritte vollzogen, noch zwei Jahre vor der endgültigen Aufgabe des Verbotes zum Parteieintritt. Spätere Zugänge sind vor allem jüngere Beamte der nachkommenden Generation, die zu einem früheren Zeitpunkt nicht hätten beitreten können. Man kann also sagen, dass die politische Einordnung der Beamtenschaft bis 1937 weitgehend abgeschlossen war, danach kamen die generationenbedingten Newcomer bzw. nur noch wenige Nachzügler.

Die Zahlen zur Parteimitgliedschaft lassen sich noch weiter aufschlüsseln. So waren vor 1933 „nur“ je ca. 10,5–10,7 % des gehobenen und höheren Dienstes in einer Partei, während der mittlere Dienst mit 15,4 % etwas stärker politisch engagiert erscheint. 1945 waren aber 75 % des höheren Dienstes Mitglied in der NSDAP, der gehobene Dienst dagegen scheint mit 65,5 % eine etwas geringere Affinität zu dem System gehabt zu haben, während der mittlere Dienst wiederum mit 73,1 % stärker an die NSDAP angedockt war. Woher kommen diese Unterschiede? Die Mit-

9 LAV NRW W OFD Münster Nr. 2298.

10 LAV NRW W OFD Münster Nr. 2298.

gliedschaft in der NSDAP wurde in den Äußerungen der Beamten nach 1945 meistens damit gerechtfertigt, dass nur so das berufliche Fortkommen gewährleistet war und andernfalls gravierende Einschnitte in die persönlichen Lebensumstände zu befürchten waren. War der gehobene Dienst weniger karriereorientiert? Einblicke in die Altersstruktur können hier Erklärungsansätze geben, denn die Geburtsjahrgänge, die noch vor 1945 das Pensionsalter von 65 Jahren erreicht hatten, sind tatsächlich tendenziell weniger häufig in der Partei vertreten als die jüngeren Jahrgänge. Insofern scheint in der Karriereorientierung ein mögliches Erklärungsmuster zu liegen. Dies sind jedoch Vermutungen, die anhand einer dichteren Datenlage überprüft werden müssten, um als Ergebnis belastbar zu sein.

### **Mitgliedschaft in einer der Gliederungen der NSDAP**

Ein weiteres Kriterium, das anhand der Fragebögen analysiert werden kann, ist die Mitgliedschaft in einer der Gliederungen der NSDAP. Die SS spielt in der ausgewerteten Stichprobe keine nennenswerte Rolle, aber mit 28,5 % war doch ein hoher Prozentsatz der Beschäftigten Mitglied der SA. Der mittlere und gehobene Dienst zeigt hier im Vergleich ein leicht geringeres Engagement: mit je 26,4 % bzw. 26,5 % fallen sie weniger ins Gewicht als der höhere Dienst mit 35,7 %. Ein Obersteuereinspektor aus Soest äußerte sich zu seiner Mitgliedschaft wie folgt: „Eingetreten in die SA am 1.1.1937. Der Eintritt erfolgte unter Zwang. Wie lange die Anwärterzeit dauerte und wann ich Sturmmann wurde, ist mir nicht mehr bekannt. Zum Rottenführer bin ich zum 30.1.1941 befördert. Die Beförderung zum Scharführer erfolgte, soweit erinnerlich, im Jahre 1943. Funktionen des jeweiligen Ranges sind nie ausgeübt. Es erfolgte hin und wieder Einsatz bei Straßensammlungen. Im 2. Halbjahr 1944 wurde ich von der SA-Standarte in 6–8 Fällen zu Schreibarbeiten herangezogen. Gesamtdauer ca. 5 Stunden.“<sup>11</sup> Und weiter: „Ende des Jahres 1936 wurde mir von meinem damaligen Vorgesetzten, Finanzamtsvorsteher Regierungsrat L., bekanntgegeben, dass die zuständige Stelle (Kreisleitung der NSDAP) eine politische Betätigung von mir verlangte. Ich habe Herrn Regierungsrat L. darauf erklärt, dass ich ja in der NSV als Blockwalter tätig sei. Herr Regierungsrat L. erwiderte, dass dieses nicht als genannte Betätigung von der Kreisleitung angesehen werde. Ich habe mich dann notgedrungen bei dem damaligen SA-Reserve-Sturm in Soest gemeldet. Hier habe ich nur so viel Dienst gemacht, um an Maßregelungen vorbeizukommen. Die wiederholten Ansuchen des Sturmführers an mich, das SA-Sportabzeichen zu erwerben, habe ich abgelehnt. [...]“<sup>12</sup>

11 LAV NRW W OFD Münster Nr. 2298.

12 LAV NRW W OFD Münster Nr. 2298.

## Auswirkungen der Mitgliedschaften

Sowohl die Mitgliedschaft in der NSDAP als auch in der SA waren Kriterien, die 1945 zur Entlassung aus dem Dienst führen konnten. Das hing entscheidend von Positionen ab, die der Einzelne inne hatte, und vom Zeitpunkt des Eintritts. Alle diejenigen, die vor 1933 der NSDAP oder der SA beigetreten waren, sollten automatisch entlassen werden, ebenso alle Ortsgruppenleiter der NSDAP und alle Ränge der SA vom Scharführer aufwärts. Die Fragebögen geben leider nur zum Teil Aufschluss darüber, ob die jeweiligen Probanden tatsächlich entlassen wurden oder nicht – die endgültigen Entscheidungen der Entnazifizierungsausschüsse finden sich in den Düsseldorfer Entnazifizierungsakten. Für den höheren Dienst sind die Entscheidungen im Fallbeispiel komplett nicht erhalten. Im mittleren Dienst wurden 61 % der Beschäftigten weiterbeschäftigt, 24,7 % entlassen – darunter alle NSDAP-Mitglieder, die bereits vor 1933 der Partei angehört hatten. Im gehobenen Dienst wurden 63,5 % weiterbeschäftigt, 14,5 % entlassen. Darunter waren aber nur 14 der 53 nachweisbaren SA-Mitglieder, im mittleren Dienst wurden 17 der insgesamt 48 SA-Mitglieder weiterbeschäftigt.

Insgesamt muss man festhalten, dass eindeutige Ergebnisse zum Ausgang der Entnazifizierungsverfahren erst mit der Einführung eines Systems aus fünf Kategorien im Oktober 1946<sup>13</sup> überliefert sind. Die Entnazifizierungsverfahren aus dem Jahr 1945 ermöglichten es z. B. federführenden Protagonisten des NS-Unrechts wie dem Oberregierungsrat Heinrich Heising, der bis Frühjahr 1945 Leiter der Devisenstelle war, ihre Karriere ohne nennenswerte Unterbrechung fortzusetzen. Heising wurde noch im Sommer 1945 mit der Durchführung der Wiedergutmachung beauftragt und 1949 zum ersten Finanzgerichtspräsidenten in Düsseldorf ernannt.<sup>14</sup>

In den Entnazifizierungsverfahren spielt ein bestimmter Dokumententyp immer wieder eine Rolle, die sogenannten „Persilscheine“. Im Zusammenhang mit den politischen Fragebögen sind nur wenige überliefert, doch sollen sie hier in den Blick genommen werden, weil sie die Strategien beleuchten, mit denen die Beamten ihre Entnazifizierung erfolgreich erreichen wollten. Ein Obersteuerinspektor aus Soest gab am 4. August 1945 in einem Schreiben, in dem er seine SA-Zugehörigkeit erklärt, u. a. den ehemaligen preußischen Kultusminister Dr. Otto Boelitz als Leumundszeugen an, der bis 1933 Mitglied der DVP war und 1945 zu den Mitbegründern der CDU in Westfalen gehörte. Dieser jedoch war 1925 mit verantwortlich für die preußischen „Richtlinien für Geschichte und staatsbürgerlichen Unterricht“, die von Zeitgenossen zwar als fortschrittlich-demokratisch eingeschätzt wurden, fak-

13 Kontrollratsdirektive Nr. 38 vom 12. Oktober 1946.

14 Gerd Blumberg, Etappen der Verfolgung und Ausraubung, wie Anm. 5, S. 38–39; Alfons Kenkmann, „Pater Devisius“, wie Anm. 5, S. 57–71.



tisch jedoch weniger Gewicht auf die demokratische Verfassungsordnung legten als auf das „deutsche Volkstum“.<sup>15</sup> Boelitz bescheinigte dem Obersteuerinspektor: „Herr Inspektor G. ist mir seit langem bekannt. Wenn er im Jahre 1940 der NSDAP beitrug, so hat er das unter dem damals sehr stark eintretenden Druck der vorgeetzten Behörden getan, um dienstlich nicht als Saboteur zu gelten. Nach seiner ganzen Haltung und auf Grund seiner Vergangenheit kann ich mit Bestimmtheit sagen, dass er innerlich die Idee der NSDAP abgelehnt hat und nur deshalb gezwungen Dienst in der SA getan hat, weil er im Falle der Nichtbefolgung der Aufforderung in die SA einzutreten, als Beamter in einer kleinen Stadt eine schwere Beeinträchtigung seiner Existenz befürchten musste. Herr G. ist der Typ des völlig unpolitischen Beamten, der ganz in seinem Dienst aufging und als Staatsbeamter bei der immer stärker werdenden Gleichschaltung von Partei und Staat Weisungen der Kreisleitung als staatlichen Befehl entgegennahm, den er zu befolgen hatte.“<sup>16</sup>

Als zweiten Leumundszeugen benannte der Obersteuerinspektor den Juristen Dr. Artur Sträter, Schwiegersohn von Boelitz, ebenfalls Mitbegründer der CDU in Westfalen und bis 1962 mehrfach Minister in NRW. Gemeinsam mit Boelitz gehörte er zu den Gründern der „Westfalenpost“, die in den ersten Jahren ihren Firmensitz in Soest hatte. Wirkt das Schreiben von Boelitz, der vermutlich zahlreiche Persilscheine ausstellen musste, eher unpersönlich und in den Formulierungen auf viele Personen anpassbar, so scheint Sträter einen direkteren Bezug zu dem Beamten gehabt zu haben. Ein weiterer ‚Persilschein‘ eines Soester Kaufmanns und seiner Ehefrau ist inhaltlich spezifischer: „Herr G. hat während meiner ständigen geschäftlichen Abwesenheit von Soest meiner verstorbenen volljüdischen Schwiegermutter [...] sowie meiner nach den Nürnberger Gesetzen als Mischling I. Grades geltenden Frau jederzeit bereitwilligst mit seinem Rat in steuerlichen Angelegenheiten zu Seite gestanden und sie nicht nur ordnungsgemäß, sondern nach Auffassung meiner Frau auch besonders entgegenkommend behandelt.“<sup>17</sup> Der Beamte in diesem Beispiel hatte sich strategisch geschickt ‚Persilscheine‘ von prominenter Seite und gleichzeitig von Menschen besorgt, die der Opferseite nahestanden und noch dazu sachlich konkret etwas zu seiner Person sagen konnten. Die Entscheidung der alliierten Behörden, ob er letzten Endes weiterbeschäftigt werden konnte, ist in

---

15 Agnes Blänsdorf, Lehrwerke für Geschichtsunterricht an Höheren Schulen 1933–1945. Autoren und Verlage unter den Bedingungen des Nationalsozialismus, in: Hartmut Lehmann/Otto Gerhard Oexle (Hrsg.), Nationalsozialismus in den Kulturwissenschaften, Bd. 1: Fächer – Milieus – Karrieren, Göttingen 2004, S. 271–370, hier S. 304.

16 LAV NRW W OFD Münster Nr. 2298.

17 LAV NRW W OFD Münster Nr. 2298.

seinem politischen Fragebogen allerdings nicht überliefert, sondern wäre in seiner Entnazifizierungsakte zu suchen.

Neben den ‚Persilscheinen‘ schlägt aber auch das Engagement des kommissarischen Oberfinanzpräsidenten Bispinck zu Buche, der sich in intensivem Kontakt mit seinem Vorgesetzten, dem Oberpräsidenten, bei der Militärregierung für seine Mitarbeiter einsetzte.<sup>18</sup>

Die Fragebögen enthalten zahlreiche weitere Angaben zu Mitgliedschaften der Finanzbeamten. An dieser Stelle konnten nur schlaglichtartig einige wenige Faktoren skizziert werden. Nicht in jedem Fall ist eine Auswertung aber auch sinnvoll. Die Mitgliedschaft in der nationalsozialistischen Volkswohlfahrt (NSV) ist z. B. einer der Sachverhalte, die bei der Auswertung der Fragebögen keinerlei Hinweise auf eine Verstrickung der Finanzbeamten in das NS-Regime ergeben dürften. Die NSV-Mitgliedschaft erreicht in der Finanzverwaltung nahezu 100 %. Die NSV entstand 1933 analog zu den sich herausbildenden Strukturen des NS-Staates, blieb jedoch bis Ende 1933 ausschließlich Mitgliedern der NSDAP vorbehalten. Nachdem der Leiter der NSV, Erich Hilgenfeldt, die Aufnahme in die NSV von einer Parteimitgliedschaft unabhängig machen konnte, schnellten die Mitgliedszahlen in astronomische Höhen. 1942 waren mehr als 17 Mio. Deutsche in der NSV (bei einer Einwohnerzahl von ca. 80 Mio.), rund 70 % der Haushalte waren über ein oder mehrere Mitglieder dort organisiert. Die hohe Zahl und die offensichtliche Selbstverständlichkeit, mit der Mitarbeiter des öffentlichen Dienstes dort organisiert waren, legt die Annahme nahe, dass in der NSV deutlich mehr Menschen Mitglieder waren, als wohlfahrtspolitisch interessiert und engagiert. Im Allgemeinen geht man davon aus, dass sich hier eine Möglichkeit eröffnete, in einer NS-Organisation Mitglied zu sein, und die Parteimitgliedschaft zu vermeiden.<sup>19</sup> Wohlfahrt war und ist zudem positiv konnotiert, es konnte also nicht schaden, über eine Mitgliedschaft den Schutz einer NS-Organisation zu suchen, ohne sich wirklich parteipolitisch aus dem Fenster zu lehnen. Allerdings muss man auch sehen, dass die NSV ausgesprochen aggressive Mitgliederwerbung betrieb und massiven Druck auf die Bevölkerung ausübte.<sup>20</sup> Insbesondere „abhängig Beschäftigte“ wie etwa die Beamten und Angestellten im

18 LAV NRW W OFD Münster Nr. 2084.

19 Peter Hammerschmidt, Die Wohlfahrtsverbände im NS-Staat. Die NSV und die konfessionellen Verbände Caritas und Innere Mission im Gefüge der Wohlfahrtspflege des Nationalsozialismus, Opladen 1999, S. 390–391.

20 Hagen Kappelhoff, Organisation und Tätigkeit der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt (NSV) im Gau Westfalen-Nord 1933–1939, Hausarbeit zur Erlangung des Magistergrades der Philosophischen Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster, unveröff. Manuskript, Recklinghausen 1986, S. 28.

öffentlichen Dienst kamen um einen Beitritt nicht herum.<sup>21</sup> Dahinter stand neben ideologischen Gründen der Versuch, die Wohlfahrtspflege über Mitgliedsbeiträge komplett zu finanzieren.<sup>22</sup> Für die Karrieren der Mitglieder nach 1945 spielte die NSV keine Rolle.

### Schlussbemerkung

Eine umfassende Analyse der politischen Fragebögen der Finanzverwaltung ist an dieser Stelle nicht möglich, doch können die wenigen skizzierten Ergebnisse helfen, die Eingangsfrage zu beantworten, ob eine statistische Auswertung einer seriellen Quelle eine kollektive Biographie einer Personengruppe ermöglicht.

Der Soziologe Wilhelm Heinz Schröder definierte die kollektive Biographie als „die theoretisch und methodisch reflektierte, empirische, besonders auch quantitativ gestützte Erforschung eines historischen Personenkollektivs in seinem jeweiligen gesellschaftlichen Kontext anhand einer vergleichenden Analyse der individuellen Lebensläufe der Kollektivmitglieder.“<sup>23</sup> Die Zugehörigkeit zum Kollektiv wird dabei durch ein charakteristisches Merkmal, zum Beispiel durch eine erreichte Position, bestimmt.

Einige der hier genannten Anforderungen an eine kollektivbiographische Analyse erfüllen die Fragebögen. Sie betreffen einen fest umrissenen Personenkreis, der als Zugehörigkeit zu einem bestimmten Verwaltungszweig ein charakteristisches gemeinsames Merkmal hat, und es besteht die Möglichkeit zu einer quantitativen Auswertung, da vergleichbare Parameter zur Analyse zur Verfügung stehen. Und doch zeigt die Quelle Grenzen.

Im gesamten Reichsgebiet sollten auf möglichst schnelle und effiziente Weise millionenfach Daten zu Personen erhoben werden, um zügig die Verwaltung wieder zum Laufen zu bekommen und sich dabei auf zuverlässiges Personal stützen zu können bzw. die NS-Täter aus ihren Positionen zu entfernen.

Die Fragebögen ermöglichen standardisierte Abfragen bestimmter Merkmale. Dies fördert unzweifelhaft interessante Ergebnisse zu Tage. Aber sie werfen eben zum einen nur ein Schlaglicht auf die Zeit 1945/46, zum andern werden sie auf die einzelne Person bezogen nur begrenzt konkret. An dieser Stelle seien nur einige der quellenkritisch anzumerkenden Problemfelder genannt:

---

21 Hagen Kappelhoff, *Organisation und Tätigkeit*, wie Anm. 20, S. 29.

22 Peter Hammerschmidt, *Die Wohlfahrtsverbände im NS-Staat*, wie Anm. 19, S. 391.

23 Wilhelm Heinz Schröder, *Kollektive Biographien in der historischen Sozialforschung: Eine Einführung*, in: ders. (Hrsg.): *Lebenslauf und Gesellschaft. Zum Einsatz von kollektiven Biographien in der historischen Sozialforschung* (Historisch-sozialwissenschaftliche Forschungen, Bd. 18), Stuttgart 1985, S. 7–17, S. 8.

- Die Fragebögen decken nicht die unmittelbare Täterschaft des Einzelnen an NS-Verbrechen auf. Dies wiegt durchaus schwer, denn aus der Vielzahl der ähnlichen Faktoren, die die Gesamtheit der Finanzbeamtenschaft in der NS-Zeit charakterisieren, ragen eben auch die Sonderfälle heraus, wie etwa der bereits genannte Leiter der Devisenstelle Heinrich Heising.
- Das Schicksal der jüdischen Beamten und all derer, die aus anderen (Verfolgungs-)Gründen während der NS-Zeit den Dienst quittieren mussten, bleibt unberücksichtigt, denn sie kommen in den Fragebögen nicht vor. Die Fragebögen beinhalten nur die „bereinigte“ systemkonforme Beamtenschaft. Die Auswirkungen des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums können an diesem Quellenbestand nicht analysiert werden.
- Die Entnazifizierung verlief letzten Endes anders als die Fragebögen suggerieren. Viele der 1945/46 gefällten Entlassungsentscheidungen sind später sukzessive relativiert oder auch zurückgenommen worden, zumal das Entnazifizierungsverfahren mehrfach geändert wurde. Die Fragebögen sagen also nicht wirklich etwas aus z. B. über die Fortführung von Karrieren nach 1945.

Insgesamt zeigt sich, dass die Fragebögen der Oberfinanzdirektion Münster ein guter Einstieg sind für einen kollektivbiographischen Forschungsansatz, ohne weiterführende Quellen führen sie jedoch zu keinem umfassend befriedigenden Ergebnis. Diese weiterführenden Quellen liegen besonders vor in den Einzelfallakten der Entnazifizierungsakten, den Generalakten zur Entnazifizierung, den Personalakten der Finanzbeamten, in weiteren Generalakten der Finanzverwaltung und in den Wiedergutmachungsakten. Hans Mommsen musste 1966 noch eine unbefriedigende Quellenlage zur Geschichte der Beamtenschaft in der NS-Zeit konstatieren.<sup>24</sup> Dies gilt heute sicher nicht mehr, in der Gesamtheit der Quellen tut sich ein lohnendes Forschungsfeld auf. Für Westfalen stellte zuletzt Wolfgang Stellbrink mit seiner Arbeit über die westfälischen und lippischen Kreisleiter der NSDAP unter Beweis, wie ertragreich die Verknüpfung der verschiedenen Quellengruppen für einen kollektivbiographischen Ansatz sein kann.<sup>25</sup> Es bleibt zu wünschen, dass diese Möglichkeiten weiter genutzt werden, denn Analysen dieser Art erhellen wesentliche Informationen zum Funktionieren von Politik und Gesellschaft vor und nach 1945.

<sup>24</sup> Hans Mommsen, *Beamtentum im Dritten Reich*, wie Anm. 7, S. 17.

<sup>25</sup> Wolfgang Stellbrink, *Die Kreisleiter der NSDAP in Westfalen und Lippe. Versuch einer Kollektivbiographie mit biographischem Anhang*, Münster 2003.

# Die Region in der Welt. Biographische Nachschlagewerke im Zeitalter des Internet<sup>1</sup>

von Marcus Weidner

Die Biographie ist seit der Antike fester literarischer Bestandteil der Beschäftigung mit Geschichte. Viel ist publiziert worden über den Historismus des 19. Jahrhunderts und seine biographische Sicht auf die *Großen Männer* – egal ob Schurke oder Held –, viel über die Illusion von *Großen Männern* und den Sinn der Biographie an sich auf dem Hintergrund neuer überindividueller, struktur- und sozialgeschichtlicher Fragestellungen. Der Paradigmenwechsel zur „Neuen Kulturgeschichte“ hat der Biographik dann starken Auftrieb gegeben: Infolge der thematischen Erweiterung seit den 1980er Jahren erscheint der Mensch nicht mehr als eine Art *geschlossene historische Persönlichkeit*, sondern als Teil einer historischen Lebenswelt, eines historisch-kulturellen Kontextes. Mit diesem Erkenntnisinteresse wurde nicht nur der Blick freigemacht auf andere Themen oder das Spannungsfeld von Linearität und Brüchen eines Menschenlebens, sondern auch auf *andere Menschen* in ihrer jeweiligen Zeit, also z. B. die sog. *Kleinen Leute*, die als *second rate people*<sup>2</sup> früher außerhalb des Fokus der Wissenschaft standen und nicht für biographiewürdig erachtet wurden.<sup>3</sup>

- 1 Erweiterte Fassung eines Vortrags, gehalten auf dem Kolloquium „Die Biographie in der Stadt- und Regionalgeschichte“ am 04.11.2010 in Iserlohn. Alle Internet-Ressourcen wurden am 26.04.2011 zuletzt aufgerufen. Für die Durchsicht und Anregungen danke ich Dr. Bernhard Ebner von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften München, NDB-Redaktion, und Alexander Schmidt, LWL-Institut für westfälische Regionalgeschichte, Münster.
- 2 Vgl. zur Biographiewürdigkeit: Christian Klein (Hrsg.), *Handbuch Biographie. Methoden Traditionen Theorien*. Stuttgart [u. a.] 2009, S. 32–36; Christoph Mentschl, Reflexionen zu Erstellung und Aufnahmekriterien eines biographischen Lexikons am Beispiel des Österreichischen Biographischen Lexikons 1815–1950, in: Marie Makariusová/Pavla Vošahlíková (Hrsg.), *Metodické problémy moderní biografistiky*, Prag 2010, S. 41–57.
- 3 U. a. Peter Csendes/Elisabeth Lebensaft (Hrsg.), *Traditionelle und zukunftsorientierte Ansätze biographischer Forschung und Lexikographie*. Symposium des Instituts Österreichisches Biographisches Lexikon und biographische Dokumentation, abgehalten in der Österreichischen Akademie der Wissenschaften am 14. und 15. November 1997, Wien 1997; Olaf Hähner, *Historische Biographik. Die Entwicklung einer geschichtswissenschaftlichen Darstellungsform von der Antike bis ins 20. Jahrhundert* (Europäische Hochschulschriften, Reihe 3: Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, Bd. 829), Frankfurt am Main 1999; Thomas Winkelbauer (Hrsg.), *Vom Lebenslauf zur Biographie. Geschichte, Quellen und Probleme der historischen Biographik und Autobiographik* (Schriftenreihe des Waldviertler Heimatbundes, Bd. 40), Waidhofen/Thaya 2000; Christian Klein (Hrsg.), *Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis des biographischen Schreibens*, Stuttgart [u. a.] 2002; Hans Erich Bödeker (Hrsg.), *Biographie schreiben* (Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft, Bd. 18),

Dieser Befund fällt in eine Zeit der neuen Kommunikations- und Informationstechnologien, die nicht nur veränderte Publikationsformen, sondern v. a. radikal veränderte Partizipations- und Rezeptionsformen, Nutzerinteressen und Nutzungsmöglichkeiten hervorgebracht haben. Zufrieden schienen wir damals als Schüler, wenn wir in der Stadtbibliothek einen *nur* 15 Jahre alten Brockhaus fanden, um uns auf ein Schulthema vorzubereiten – heute erwarten und erhalten wir tagesaktuelle Informationen zu allen nur erdenklichen Themen der Welt. Die digitale Verfügbarkeit von Literatur- und Datenbeständen wie auch die Recherche, Präsentation und Vernetzung relevanter Informationen ist längst zu einer geschichtswissenschaftlichen Realität geworden.<sup>4</sup> Fundamental sind diese Veränderungen auch bei den Produktions- und Rezeptionsbedingungen von Wissen, etwa im Bereich der gedruckten Enzyklopädien, die, so sie nicht ganz verdrängt wurden, häufig nur mehr online vermittelbar scheinen.<sup>5</sup>

Das steigende Interesse an Biographien *und* der Medienwechsel zur digitalen Publikations- und Nutzungsform spiegeln sich auch in ihrer Konjunktur als Tagungsthema: Nach einer initialen Tagung des Instituts für Sächsische Geschichte in Dresden 2008 über „Biografische Lexika im Internet“<sup>6</sup> und der Leipziger Tagung der Union der deutschen Akademien der Wissenschaft ein Jahr später über Personendateien<sup>7</sup>, folgten schon 2010 gleich zwei Tagungen: in München zum Thema „Vom Nachschlagewerk zum Informationssystem“<sup>8</sup> und in Berlin über Personenda-

---

Göttingen 2003; Christian von Zimmermann (Hrsg.), (Auto)Biographik in der Wissenschafts- und Technikgeschichte (Cardanus, 4. 2004), Heidelberg 2005; Simone Lässig, Die historische Biographie auf neuen Wegen?, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht, H. 10, 2009, S. 540–553; Christian Klein (Hrsg.), Handbuch Biographie. Methoden Traditionen Theorien, Stuttgart [u. a.] 2009.

4 Siehe hier den Überblick von Wolfgang Schmale, Digitale Geschichtswissenschaft, Wien [u. a.] 2010.

5 Einen guten Überblick zu historisch-biographischen Informationsmitteln bietet Bernhard Ebneht, [http://www.ndb.badw.de/eb\\_www.htm](http://www.ndb.badw.de/eb_www.htm), und <http://www.historicum.net/recherche/lexika-und-nachschlagewerke/biographische>, hier auch einige wenige deutsche Regionalbiographien: <http://www.historicum.net/recherche/lexika-und-nachschlagewerke/biographische/deutsche-regionalbiographien>.

6 Internationale Tagung des Instituts für Sächsische Geschichte und Volkskunde, „Biografische Lexika im Internet“, Dresden, 30./31.05.2008, <http://web.isgv.de/index.php?page=944>, Tagungsbericht: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=2204>; publiziert in: Martina Schattkowsky/Frank Metasch (Hrsg.), Biografische Lexika im Internet. Internationale Fachtagung der „Sächsischen Biografie“ in Dresden (30. und 31. Mai 2008), (Bausteine aus dem Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde, Kleine Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, Bd. 14), Dresden 2009.

7 Union der deutschen Akademien der Wissenschaft, „Personendateien. Workshop der Arbeitsgruppe Elektronisches Publizieren der Union der deutschen Akademien der Wissenschaft“, Leipzig 21.09.–23.09.2009, Tagungsbericht: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=2806>.

8 Internationale Fachtagung der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, München, und der Bayerischen Staatsbibliothek, München, „From Reference Work to Information System. Vom Nachschlagewerk zum Informationssystem. Wissenschaftliche Qualitäts-

ten-Repositoryen<sup>9</sup>. Bestimmende Fragen waren die Rolle und Erscheinungsform von Biographien im Zeitalter der digitalen Revolution, neue Kooperationsmöglichkeiten und die Vernetzung bzw. Erschließung der Ressourcen durch Normdaten. Deutlich wurde, dass die Fokussierung auf Regionalbiographien im klassischen Sinn, also auf biographische Allgemeinlexika konzeptionell zu kurz greift und neben weiteren biographischen Textgattungen und Präsentationsformen<sup>10</sup> auch – im weitesten Sinne – technische Verfahren einbezogen werden müssen. Durch das Internet ist die Spannbreite regionaler biographischer Informationsmöglichkeiten heutzutage vielgestaltiger, als es der Begriff „Regionalbiographie“ durchscheinen lässt.

### **Regionalbiographien im digitalen Zeitalter**

Die Konjunktur eines Themas und die praktischen Spielräume sind leider nicht immer deckungsgleich. Zunehmend geraten die wissenschaftlichen Sammlungen und Konzepte der Regionalbiographien unter einen doppelten Druck. Zum einen sind heute für jahrelange regional- oder lokalhistorische Arbeiten kaum Finanzierungsmöglichkeiten zu finden, auch scheint Geldgebern im Zeitalter der schnellen, öffentlichkeitswirksamen Eventkultur die Bedeutung von historischer Grundlagenforschung offenbar nicht mehr völlig einsichtig zu sein. Zum anderen droht *Gefahr* nun ausgerechnet aus dem Internet, und zwar in Form des anonymen sozialen Gemeinschaftsprojekts Wikipedia, der Online-Mitmach-Enzyklopädie. Sie ist inzwischen selbst zu einem interessanten Forschungsgegenstand verschiedener Wissenschaftsdisziplinen geworden, z. B. hinsichtlich der Produktion von Wissen, der Machtstrukturen, der Qualität und der Rezipienten.<sup>11</sup>

---

sicherung und Funktionalitätserweiterung historisch-biographischer Lexika in elektronischen Medien“, München 25.–27.02.2010, [http://www.ndb.badw.de/ndb\\_tagung.htm](http://www.ndb.badw.de/ndb_tagung.htm), Tagungsbericht: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=3099>.

9 Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, Workshop „Personen – Daten – Repositoryen“, Berlin, 27.–29.09.2010, [http://pdr.bbaw.de/workshop/index\\_html](http://pdr.bbaw.de/workshop/index_html).

10 Vgl. zur Begriffsgeschichte: Christian Klein (Hrsg.), *Handbuch Biographie. Methoden Traditionen Theorien*, Stuttgart [u. a.] 2009, S. 1–11.

11 Zur Genese, Struktur, Mitarbeit und Rezeption siehe u. a. Meike Jaschniok, *Wikipedia und ihre Nutzer. Zum Bildungswert der Online-Enzyklopädie*, Marburg 2007; Günter Schuler, *Wikipedia inside. Die Online-Enzyklopädie und ihre Community*, Münster 2007; Christian Pentzold, *Wikipedia. Diskussionsraum und Informationsspeicher im neuen Netz. Internet Research*, Bd. 29, München 2007; Joachim Schroer, *Wikipedia: auslösende und aufrechterhaltende Faktoren der freiwilligen Mitarbeit an einem Web-2.0-Projekt*, Berlin 2008; Andrew Lih, *The Wikipedia Revolution. How a Bunch of Nobodies created the World's Greatest Encyclopedia*, London 2009; Christian Stegbauer, *Wikipedia. Das Rätsel der Kooperation. Netzwerkforschung*, Bd. 2, Wiesbaden 2009. Zu Qualitätsaspekten (mit weiterer Literatur und Zusammenfassungen von Studien) u. a.: Rainer Hammwöhner/Karl-Peter Fuchs/Markus Kattenbeck/Christian Sax, *Qualität der Wikipedia. Eine vergleichende Studie*, in: Achim Oßwald/Maximilian Stempfhuber/Wolff Christian (Hrsg.), *Open Innovation. Neue Perspektiven im Kontext von Information und Wissen. Beiträge des 10. Internationalen Symposi-*

Wie andere Wissenschaften trägt auch die regionalbiographische Forschung längst, und zwar indirekt, zum Erfolg von Wikipedia bei, denn das von ihr produzierte Wissen wird rezipiert und von engagierten Hilfskräften in Wikipedia eingepflegt – die Spannweite reicht von der kritischen Reflexion und Analyse bis hin zum reinen Sampling, Copying und Pasting von Texten. Lässt man an dieser Stelle einmal v. a. Zitierstandards oder die mitunter sehr freie Nutzung von Text- und Bildmaterialien außer Acht, so ist es prinzipiell positiv zu werten, dass Informationen auf diesem Weg einer breiten Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt werden. Doch kann dies auch negative Auswirkungen z. B. auf die Produktion thematischer Nachschlagewerke haben. Immer häufiger wird – offen oder versteckt – argumentiert, dass es ja mit Wikipedia ein ausreichendes Informationsinstrument gäbe und damit neue biographische Projekte überflüssig seien. Diese Argumentationsstrategie übersieht freilich ein wichtiges Prinzip von Wissenschaft in einer demokratischen Gesellschaft: Pluralität. Denn biographische Texte liefern nicht nur Fakten, sondern vom Bearbeiter ausgewählte Informationen und vorgenommene Bewertungen.

Taugt aber Wikipedia als Ersatz für biographische Lexika? Zunächst: Bei näherer Betrachtung erweist sich die Erwartung einer „Weisheit der Menge“ (Surowiecki), die Wikipedia zugeschrieben wird, als Mythos. Verfasser und Verantwortungen bleiben anonym, ihre Fachkompetenz unbewiesen, das Wissen wird mehr addiert als analysiert, die Anlegung von Artikeln erfolgt zufällig und ohne Konzept, eine verbindliche Zentralredaktion gibt es nicht – so darf jeder zunichte machen, was möglicherweise ein tatsächlicher Experte beigetragen hat.<sup>12</sup> Kurz: Zentrale Prinzipien der modernen Biographik – z. B. Relevanz<sup>13</sup>, Neutralität, Verifizierbarkeit, Konsistenz, Zitierbarkeit, professionelle Autorschaft und Redaktion – sind z. T. system-

---

ums für Informationswissenschaft und der 13. Jahrestagung der IuK-Initiative Wissenschaft, Köln, 30. Mai – 1. Juni 2007 (Schriften zur Informationswissenschaft, Bd. 46), Konstanz 2007, S. 77–90; Rainer Hammwöhner, Qualitätsaspekte der Wikipedia, in: Kommunikation@Gesellschaft, Jg. 8, online verfügbar unter [http://www.soz.uni-frankfurt.de/K.G/B3\\_2007\\_Hammwoehner.pdf](http://www.soz.uni-frankfurt.de/K.G/B3_2007_Hammwoehner.pdf); Rainer Hammwöhner, Wikipedia – ein Medium der Ignoranz?, in: Achim Geisenhanslüke (Hrsg.), Ignoranz: Nichtwissen, Vergessen und Missverstehen in Prozessen kultureller Transformationen (Literalität und Liminalität, Bd. 3), Bielefeld 2007, S. 229–258.

12 Auch die vermeintliche Gemeinschaft der Wikipedianer entpuppt sich als Fassade angesichts rückläufiger Mitarbeiterzahlen und Artikel, zermürender Edit-Wars, Relevanz-Diskussionen auf unklaren Hierarchieebenen und solcher zwischen Dilettanten und Experten – um nur einige Aspekte zu nennen. Zur Wissensproduktion als kollektives Unternehmen: Cass R. Sunstein, Infotopia. Wie viele Köpfe Wissen produzieren, Frankfurt a. M. 2009.

13 Die Diskussion um die Relevanz von Personen für ihre Aufnahme in ein biographisches Werk wird auch im wissenschaftlichen Raum und insbesondere bei biographischen Raumprojekten z. T. heftig geführt. Die Relevanz ist bei kollektivbiographischen Projekten einfacher zu lösen, da bestimmte, definierte Merkmale erfüllt sein müssen. Vgl. zur Kollektivbiographie: Levke Harders/Hannes Schweiger, Kollektivbiographische Ansätze, in: Christian Klein (Hrsg.), Handbuch Biographie. Methoden Traditionen Theorien, Stuttgart [u. a.] 2009, S. 194–198.



immanent nicht (immer) gegeben. (Der Hinweis, dass sich auf Wikipedia lebende Personen ihre Biographie unter einem Pseudonym gleich selbst schreiben können, ist bei regionalbiographischen Portalen zumeist zu vernachlässigen, da diese sich mit bereits Verstorbenen beschäftigen.) Wissenschaftlich arbeitende Einrichtungen, deren Produkte längst indirekt und anonym in Wikipedia einfließen, können auch schon deshalb ihre Daten nicht selbst in Wikipedia einstellen, weil sie die Veränderung ihrer Informationen durch Dritte nicht ausschließen können. Auch die Reputation der Institution durch Ergebnisse, die wichtig ist und über Fördergelder entscheiden kann, ist über das anonyme „Mitmachen“ nicht zu beziehen, da der Produzent von Wissen unklar bleibt. Der Qualitätsprobleme sind sich die Wikimedia Foundation bzw. die Wikimedia Deutschland<sup>14</sup> als Träger der Website durchaus bewusst, doch die mittlerweile implementierten Einschränkungen und zunehmenden Reglementierungen beim Anlegen und Editieren von Artikeln stellen letztlich auch das ursprüngliche Prinzip der Offenheit infrage. Hinzu kommt, dass dem Benutzer-Interface der Wikipedia viele spezifische Recherche- und Darstellungsfunktionen fehlen, die die rein biographischen Informationssysteme aufweisen.

Aus regionaler Sicht ist Wikipedia mit seinem voluntaristischem Ansatz weder eine *belastbare* Quelle noch ein effektives biographisches Informationsinstrument, da eine regionale Auswahl kaum herzustellen ist. Problematisch wird es dann, wenn Wikipedia-Inhalte ungeprüft wiederum selbst zur Quelle für biographische Projekte werden.<sup>15</sup> Auch wenn ein wichtiges Qualitätsvehikel – das Korrektiv – bei allgemein interessierenden Artikeln zu greifen scheint, bei regionalbiographischen Texten stellen sich viele Fragen: Hätten regionale oder gar lokale Biographien überhaupt eine Chance, die Relevanzhürde zu überspringen und in den Wissenspool der Wikipedia einzufließen?<sup>16</sup> Sind zeithistorische Personen nicht ungleich attraktiver als mittel-

---

14 <http://www.wikimedia.de/wiki/Hauptseite>.

15 Etwa beim Mitmach-Projekt „Westphälische Biographien“, <http://www.westfälische-biographien.de> – ein Projekt des Vereins für Geschichte und Altertumskunde Westfalens e. V., Abteilung Paderborn, des Vereins für Geschichte an der Universität Paderborn und des Heimatvereins Paderborn. Kritisch zu sehen ist ferner, dass die „Bearbeiter“ der (bis auf den oft wichtigen, aber nicht übernommenen Quellenanhang) übertragenen Wikipedia-Artikel auch die Autorschaft über die „freien“ Inhalte des Online-Lexikons beanspruchen (siehe unter Zitierweise des jeweiligen Artikels).

16 Bei einem kursorischen Abgleich der Publikation von Wilhelm Schulte, *Westfälische Köpfe*, 300 Lebensbilder bedeutender Westfalen, aufgelegt von 1962–1984 (hier verwendet in der 3. Auflage von 1984), der ausschließlich prominente Personen berücksichtigt, mit Wikipedia (Stichprobe, jede zehnte Person = 30 von 290 insgesamt, April 2010), hat sich gezeigt, dass in Wikipedia rd. 25 % der Personen aus der Schulte-Stichprobe fehlten. Der Umfang der Wikipedia-Artikel ist sehr unterschiedlich: 27 % der Artikel umfassen lediglich 1–2 Absätze und sind damit kaum brauchbar, 27 % 3–4 Absätze, und 20 % 5 und mehr Absätze. Das inhaltliche Spektrum reicht von ausformulierten, ausgewogenen Vollbiographien über reine Faktenauflistungen bis hin zu Kurzeinträgen mit wenigen Sätzen.

alterliche, d. h. wer sorgt für Repräsentativität und Ausgewogenheit? Fänden sich für diese regionalen, gleichsam randständigen Personen dann überhaupt ausreichend Bearbeiter als Korrektiv, um diesen Artikel auf eine höhere Qualitätsstufe zu heben?

Wikipedia stellt auf dem Hintergrund der digitalen Zeitenwende eine neue, wichtige Form der Produktion und Präsentation von Wissen im digitalen Zeitalter dar, die insofern schwer mit dem traditionellen Ansatz klassischer Lexika zu vergleichen ist. Als Inbegriff des Internet ist sie zudem zu einer „geschichtswissenschaftlichen Realität“ geworden: als Informationsquelle, aber auch als „Spiegelbild der gesellschaftlichen Auseinandersetzung mit Geschichte“, zu einem „Scharnier der gesellschaftlich verhandelten Geschichtsbilder und der fachwissenschaftlichen Debatten über die Vergangenheit“<sup>17</sup>. Sie erinnert die Wissenschaft zudem daran, verständlich zu schreiben, und sie kann ihr neue Wege des kollaborativen Arbeitens in elektronischen Räumen und der Vernetzung verschiedener Medienformen aufzeigen<sup>18</sup>. Mit ihren guten, weniger den schlechten Artikeln ist sie ein probates Mittel für eine methodisch-kritische Erstinformation wie auch zur Sichtbarmachung der unterschiedlichen nationalen Perspektiven auf einen Gegenstand.

Doch aufgrund ihrer Konstruktion ist eine spezifische Medienkompetenz notwendig, um die gebotenen Informationen auch entsprechend einordnen und nutzen zu können. So wichtig Biographien für Wikipedia auch sind<sup>19</sup>, so klar der quantitative ‚Sieg‘ von Wikipedia bei der Erstplatzierung von Google-Treffern auch ist: Qualitativ hochwertige Regionalbiographien, die nach den etablierten wissenschaftlich-methodischen Kriterien erstellt werden und eine spezifische Präsentation im Internet haben, sind und bleiben unverzichtbar. Dies ist letztlich auch für Wikipedia von Vorteil, wenn dieses gesicherte Wissen dann wiederum von den Wikipedianern für die Verbesserung ihrer Datenbasis genutzt werden kann.

17 Vgl. Peter Haber/Jan Hodel, Wikipedia und die Geschichtswissenschaft. Eine Forschungsskizze, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 59, 2009, S. 455–461, hier S. 461.

18 Vgl. z. B. den Praxisbericht in: Steffen Büffel/Thomas Pleil/Sebastian Schmalz, Net-Wiki, PR-Wiki, KoWiki. Erfahrungen mit kollaborativer Wissensproduktion in Forschung und Lehre; in: Kommunikation@Gesellschaft, Jg. 8, 2007, S. 1–23, online verfügbar: [http://www.soz.uni-frankfurt.de/K.G/F2\\_2007\\_Bueffel\\_Pleil\\_Schmalz.pdf](http://www.soz.uni-frankfurt.de/K.G/F2_2007_Bueffel_Pleil_Schmalz.pdf). Das Historische Lexikon der Schweiz (HLS) verfolgt den Ansatz, zukünftig das Prinzip einer verteilten, aber kontrollierten Wissensproduktion einzuführen, <http://www.hls-dhs-dss.ch>.

19 Anfang 2009 waren 29,3 % aller deutschen Wikipedia-Artikel Biographien (250.000 von 854.500 Artikeln insgesamt, davon 85,4 % von Männern; Stand: 19.01.2009), im internationalen Vergleich mehr als in anderen Wikipedias (zweitplatziert ist die englische Wikipedia mit 21,0 %); Wikipedia: Statistik der Biographien, [http://de.wikipedia.org/wiki/Wikipedia:Statistik\\_der\\_Biografien](http://de.wikipedia.org/wiki/Wikipedia:Statistik_der_Biografien).

## Beispiele für regionalbiographische Ressourcen

Wohl in keinem anderen Land dürfte es so viele gedruckte Landes-, Territorial- und Regionalbiographien geben wie in Deutschland.<sup>20</sup> Und im *deutschen Internet*? Der Befund ist ernüchternd, kurz: es gibt kaum welche. Für Bayern<sup>21</sup>, Hamburg<sup>22</sup>, Hessen<sup>23</sup>, Ostfriesland<sup>24</sup>, Rheinland<sup>25</sup>, Rheinland-Pfalz<sup>26</sup>, Saarland, Sachsen und Westfalen sind regionalbiographische Angebote verfügbar. Für weitere, z. B. Baden-Württemberg<sup>27</sup>, das Emsland<sup>28</sup> und Schleswig-Holstein mit Lübeck<sup>29</sup> existieren immerhin Register bzw. Einzelscans gedruckter Regionalbiographien. Im Unterschied zu den großen Nationalbiographien waren diese vor dem digitalen Zeitalter i. d. R. nicht auf Microfiche und CD präsent. Konzeption, Struktur, Datenherkunft, Umfang und Multimedialität der Internet-Biographien sind infolge der jeweiligen Ansätze, Projektgenese und Ressourcenausstattung äußerst heterogen. Gemeinsam ist vielen, dass ihre Inhalte nicht originär für das Internet erarbeitet wurden, also nicht immer den aktuellen Forschungsstand widerspiegeln. Dies ist kein zwangsläufig beunruhigender Befund, sondern – im Gegenteil – ein Kennzeichen des digitalen Übergangs, bei dem evaluierte Inhalte in neuen Informationsmedien gesichert werden. Leider werden dabei mitunter nur reine Kopien erzeugt, d. h. die Chancen des Internet hinsichtlich Multimedia, Interaktion, Nutzereinbindung und Vernetzung wurden nicht genutzt – häufig eine Folge fehlender Ressourcen für die digitale Neubearbeitung und Ergänzung<sup>30</sup>. Positiv zu werten ist, dass die Inhalte frei, d. h.

---

20 Vgl. allein für den Zeitraum 1990 bis 1998: Klaus Schreiber, *Biographische Informationsmittel.*

Typologie mit Beispielen (Informationsmittel für Bibliotheken, Beiheft 9), Berlin 1999, Teilband 2, S. 657–898; vgl. auch neuere Rezensionen im Internet: <http://ifb.bsz-bw.de/systematik/open?id=2246#2246>.

21 Bayerische Landesbibliothek Online (BLO), daneben auch: Biografien – Die Gesichter Bayerns (Haus der Bayerischen Geschichte), <http://www.datenmatrix.de/projekte/hdbg/biographien>.

22 Landesbibliothek der Freien und Hansestadt Hamburg, <http://landesbibliothek.sub.uni-hamburg.de/recherche-hh/hamburg-bibliographie-online.html>.

23 Landesgeschichtliches Informationssystem Hessen (LAGIS), <http://lagis.online.uni-marburg.de>.

24 Biographisches Lexikon für Ostfriesland, <http://www.ostfriesischelandschaft.de/obio/index.php>.

25 Bereich „Persönlichkeiten“ im Portal Rheinische Geschichte, <http://www.rheinische-geschichte.lvr.de>.

26 Rheinland-Pfälzische Personendatenbank (RPPD), <http://www.rppd-rlp.de>.

27 Gesamtverzeichnis aller Personen, die in Biographien und Lebensbildern folgender Reihen gewürdigt sind, [http://www.kgl-bw.de/a\\_gesv\\_a.htm](http://www.kgl-bw.de/a_gesv_a.htm).

28 Studiengesellschaft für Emsländische Regionalgeschichte e. V., [http://www.studiengesellschaft-emsland-bentheim.de/pagelD\\_2402379.html](http://www.studiengesellschaft-emsland-bentheim.de/pagelD_2402379.html).

29 Biographisches Lexikon für Schleswig-Holstein und Lübeck (SHBL), <http://www.shlb.de/biolex.htm>.

30 Seit den 1980/1990er Jahren wurden viele Redaktionen zwar auf EDV umgestellt, d. h. sie begannen elektronische Personen-Sammlungen und erfassten die Texte am Computer; die Publikation im Internet erfordert jedoch weitere technische (z. B. Datenbanken, Webdesign) und redaktionelle (z. B. Auszeichnungen von Inhalten, Verlinkungen, Multimedia) Bearbeitungen.

kostenlos und ohne vorherige Registrierung, zugänglich sind.<sup>31</sup> Eine darüber hinausgehende Lizenzierung, etwa für die Vervielfältigung oder Veränderung der Inhalte, ist damit jedoch nicht verbunden.

Es sind zwei Entwicklungen zu beobachten, die eigentlich in die jeweils andere Richtung zeigen, aber doch einander bedürfen: auf der einen Seite die zunehmende Portalbildung, also die Suchmöglichkeit über mehrere Personen-Datenbanken bzw. Biographien, und auf der anderen Seite die zunehmende Spezialisierung der Forschung auf einzelne Personengruppen und die Publikation dieser Ergebnisse in Form von Internet-Datenbanken. Beide Formen enthalten regionalbiographische Inhalte: die Portale bündeln entsprechende Informationen und machen diese leichter zugänglich, die Spezialbiographien handeln zwar von Einzelgruppen, diese aber sind häufig regional oder lokal abgrenzbar.

Der Weg ins Internet führt zum einen über die Erkenntnis, dass die gedruckten Informationen, die zur Recherche und nicht zum sequenziellen Lesen erzeugt wurden, besser in elektronischen Datenbanken aufgehoben sind. Institute und Verlage gehen deshalb dazu über, retrospektiv ihre gedruckten oder neuen Lexika ins Netz zu stellen oder, sofern die Reihe noch nicht abgeschlossen ist, dies hybrid zu tun, also gedruckt und online<sup>32</sup>. Zudem entdecken im Rahmen der Datenarchäologie<sup>33</sup> mehr und mehr Forschungseinrichtungen biographische Relikte in ihren Kellern und Regalen, etwa alte biographische Karteikarten-Sammlungen<sup>34</sup>, oder sie werten ihre edierten Brief-, Urkunden- und Regestensammlungen hinsichtlich der Personennamen aus bzw. integrieren diese Erschließungstiefe in ihre zukünftigen Editionsprojekte. Hinzu kommen schließlich Projekte, die angesichts des Biographie-Trends auf biographischen bzw. prosopografischen Datensammlungen beruhen.

Die Attraktivität der Internet-Biographie hängt v. a. mit den neuen Möglichkeiten, die das Internet bietet, und der Beschaffenheit des Materials zusammen:

- das Publikationsverfahren ist kostengünstiger, je nach Verfahren kann die technische Umsetzung aber durchaus komplex sein;

31 Dies ist bei Online-Lexika der Regelfall, es gibt aber Ausnahmen, z. B. das Oxford Dictionary of National Biography (ODNB), <http://www.oxforddnb.com>. Für bestimmte Lexika gibt es sog. Nationallizenzen für Deutschland, d. h. diese sind im jeweiligen Land für alle kostenfrei zugänglich (z. B. World Biographical Information System Online, <http://db.saur.de/WBIS>).

32 Ein Beispiel hierfür ist etwa die Sächsische Biographie.

33 Gemeint ist hier nicht nur die Rettung sonst verlorener Daten, sondern auch die Weiterverwendung bestehender Daten im Kontext neuer Fragestellungen. Vgl. hier den Postertext zur „Datenarchäologie“ von Fabian Körner, vorgestellt auf dem Workshop „Personen – Daten – Repositorien“, Berlin, 27.–29.09.2010, online verfügbar: <http://pdr.bbaw.de/workshop/poster/datenarchaeologie>; Körner bezieht den Begriff allerdings nur auf den letzten Punkt.

34 Nur ein Beispiel: die Kleriker-Datenbank der Germania Sacra, <http://www.uni-goettingen.de/de/datenbank/78229.html>.

- der Zugriff ist für die Nutzerinnen und Nutzer i. d. R. kostenlos;
- Datensammlungen sind leicht strukturier- und recherchierbar;
- sie sind aktualisierbar, sodass das biographische Nachschlagewerk auch als ein *work in progress* publiziert werden kann: weitere, etwa inzwischen verstorbene Personen können aufgenommen werden – so fehlt in der Neuen Deutschen Biographie (NDB) ausgerechnet ZDF-„Unser Bester“-Sieger<sup>35</sup> Konrad Adenauer, weil er beim Erscheinen des Bandes noch nicht verstorben war<sup>36</sup> –, zudem ist es in langjährigen Online-Lexikonprojekten möglich, auf historiographische Interessenverschiebungen zu reagieren;
- sie sind verteilt zu bearbeiten, was aktuellen Forschungsumgebungen und -interessen entgegenkommt;
- die Inhalte werden aus ihrem sequenziellen Textkorsett befreit und können multimedial bzw. hypermedial sowie durch Hypertext erweitert werden (z. B. Aufruf von Erläuterungstexten oder externen Links, Vernetzung mit Quellen- und Literaturangeboten);
- sie haben höhere Reichweiten, da sie aufgrund der Potenziale des Internet neue Nutzergruppen erreichen und eine stärkere Rezeption ermöglichen;
- die Nutzerinnen und Nutzer können interagieren und kommentieren;
- Informationen können, wenn sie barrierefrei gestaltet bzw. durch Vorlesefunktionen ergänzt sind, auch körperlich beeinträchtigten Personen zugänglich gemacht werden;
- und schließlich: angelegt als Daten-Repository sind sie maschinenlesbar und eignen sich daher für den Austausch und die Vernetzung mit anderen Forschungsgruppen und Datensammlungen.

Im wesentlichen existieren sechs Typen von regionalbiographischen Ressourcen im Internet:

- die klassischen Universal-Regionalbiographien,
- Editionsprojekte, die auf Personen bezogen sind, d. h. Namen in Briefwechseln oder Werksausgaben extrahieren und zu Biogrammen oder Biographien erweitern, z. B. bei Luther<sup>37</sup> oder Marx und Engels<sup>38</sup>,

---

35 Ergebnis der ebenso problematischen wie nicht-repräsentativen ZDF-Sendung „Unsere Besten – Die größten Deutschen“, November 2003.

36 Da infolge der Veränderungsmöglichkeit von Artikeln eine stabile, diskutierbare Version per se nicht gegeben ist, bedarf es eines Versionsmanagements.

37 Personenregister zur Weimarer Ausgabe der Werke Martin Luthers (WA 63, 1987/HAW), <http://www.uni-heidelberg.de/institute/sonst/adw/luther>.

38 Marx-Engels-Gesamtausgabe (MEGA), <http://www.bbaw.de/bbaw/Forschung/Forschungsprojekte/mega/de/Startseite>.

- Personen in thematischen Editionen bzw. Sammlungen<sup>39</sup>, z. B. in Ärztebriefen<sup>40</sup>, in Inschriften<sup>41</sup> oder in Leichenpredigten<sup>42</sup>,
- Personen in Gruppen, die sich durch Tätigkeit oder Geschlecht konstituieren, z. B. Musiker<sup>43</sup>, Akademiker<sup>44</sup>, Professoren<sup>45</sup>, Schriftsteller<sup>46</sup> oder Frauen im Ruhrgebiet<sup>47</sup>,
- Personengruppen, die sich durch Zeitgenossenschaft konstituieren, z. B. Denker der Goethezeit<sup>48</sup>, Personen der Berliner Klassik<sup>49</sup>, NS-Gauleiter im Ruhrgebiet<sup>50</sup>, Personen des Widerstands<sup>51</sup> oder in der NS-Zeit verfolgte Musikerinnen und Musiker<sup>52</sup>,
- Websites zu einzelnen prominenten Personen, etwa die umfangreiche Seite im Internet-Portal „Westfälische Geschichte“ zum Freiherrn vom und zum Stein<sup>53</sup>, zu

39 Diese biographischen Sammlungen erhalten nun ein neues Gewicht, da die Personen nicht mehr im Index gleichsam am Ende stehen, und es bestehen Synergiepotenziale durch die gemeinsame, verteilte biographische Behandlung dieser Personen.

40 Bayerische Akademie der Wissenschaften, Personennamen in frühneuzeitlichen Ärztebriefen des deutschsprachigen Raums (1500–1700), <http://www.medizingeschichte.uni-wuerzburg.de/akademie/index.html>.

41 Akademie der Wissenschaften Mainz, Greifswalder Arbeitsstelle Inschriften, <http://www.inschriften.net>.

42 Forschungsstelle für Personalschriften an der Philipps-Universität Marburg, <http://www.uni-marburg.de/fpmr>.

43 Z. B. Musik und Gender im Internet (MUGI), <http://mugi.hfmt-hamburg.de>; Ludwig-Maximilians-Universität München, Bayerisches Musiker-Lexikon Online (BMLO), <http://www.lexm.uni-hamburg.de/content/below/index.xml>; Universität Leipzig, Musica migrans – Lebenslinien mittel- und osteuropäischer Musiker/Musikinstitutionen in Mittel- und Osteuropa, <http://www.musicamigrans.de>.

44 Z. B. die Datenbank Repertorium Academicum Germanicum (RAG), Die graduierten Gelehrten des Alten Reiches zwischen 1250 und 1550, <http://www.rag-online.org>.

45 Professorenkatalog der Universität Leipzig, [catalogus professorum lipsiensis](http://www.uni-leipzig.de/unigeschichte/professorenkatalog), <http://www.uni-leipzig.de/unigeschichte/professorenkatalog>, hierzu auch: Ulf Morgenstern/Thomas Riechert (Hrsg.), *Catalogus Professorum Lipsiensis. Konzeption, technische Umsetzung und Anwendungen für Professorenkataloge im Semantic Web*, Leipzig 2010; Rostocker Professorenkatalog (Catalogus Professorum Rostochiensium), <http://cpr.uni-rostock.de>; Rostocker Matrikelportal – Datenbankedition der Immatrikulationen an der Universität Rostock 1419–1945, <http://matrikel.uni-rostock.de>.

46 Z. B. in Westfalen: Literaturkommission für Westfalen, Lexikon Westfälischer Autorinnen und Autoren 1750 bis 1950, <http://www.lwl.org/literaturkommission/alex/index.php?id=00000002>; in Bayern: Bayerische Landesbibliothek Online (BLO), Datenbank zum literarischen Bayern, <http://www.baylit.de>.

47 Frauen.ruhr.Geschichte, <http://www.frauenruhrgeschichte.de>.

48 Gesellschaft zur wissenschaftlichen Förderung und kulturellen Vermittlung von Literatur, Kunst und Kultur auf medialer Basis, <http://www.goethezeitportal.de>.

49 Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, [http://berlinerklassik.bbaw.de/BK/personen/index\\_html](http://berlinerklassik.bbaw.de/BK/personen/index_html).

50 Historisches Centrum Hagen, <http://www.historisches-centrum.de/index.php?id=280>.

51 Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Berlin, <http://www.gdw-berlin.de/bio/namen-d.php>.

52 Universität Hamburg, <http://www.lexm.uni-hamburg.de>.

53 Karl Freiherr vom und zum Stein (1757–1831), <http://www.reichsfreiherr-vom-stein.lwl.org>.

Reichskanzler Otto von Bismarck<sup>54</sup>, Reichskanzler Gustav Stresemann<sup>55</sup>, Bundeskanzler Konrad Adenauer<sup>56</sup> oder Bundespräsident Theodor Heuss<sup>57</sup>. Es sind dies häufig Websites zu Personen, deren Leben und Werk von Stiftungen untersucht und dokumentiert wird, die insofern eine identitätsstiftende Funktion haben.

Ich möchte nur drei Beispiele aus der Vielzahl von Angeboten herausgreifen – einen Idealtypen, einen Mischtypen und einen Grenztypen.

*Der Idealtyp.* Die Sächsische Biographie gilt geradezu als Idealtyp einer Vollbiographie im Internet. Das ambitionierte und ausgefeilte Angebot des Instituts für Sächsische Geschichte und Volkskunde e.V. in Dresden hat sich zur Aufgabe gesetzt, Biographien und Lebensdaten zu „bedeutenden und bereits verstorbenen Personen, die über einen kürzeren oder längeren Zeitraum in und für Sachsen gewirkt haben“, zu erarbeiten. Mit „Lebensdaten“ ist gemeint, dass die biographische Datenbank ein *work in progress* ist, d. h. zu etwa 10 % der rund 9.800 erfassten Personen (April 2011) gibt es einen vollwertigen biographischen Artikel, die übrigen sind durch rudimentäre Lebensdaten nachgewiesen. Das inhaltliche Darstellungskonzept ist auf der Höhe der wissenschaftlich-methodischen Nationalbiographien, jeder Personenartikel wurde originär erarbeitet und enthält zahllose recherchaufwendige Spezialinformationen wie Angaben zur Familie, zu Quellen und zur Literatur. Zum anderen nutzt die „Säbi“ die Möglichkeiten des neuen Informationsmediums hinsichtlich Recherche, Darstellung und Vernetzung konsequent aus.

*Der Mischtyp.* Bei der Konzeption des Internet-Portals „Westfälische Geschichte“<sup>58</sup> sind wir den Weg eines historischen Informationsservers zu Personen gegangen. Auch deshalb, weil für Westfalen-Lippe ein *doppelter Nachholbedarf*<sup>59</sup> festzustellen ist, denn bedauerlicherweise gibt es bis heute weder ein umfassendes älteres, noch ein modernen Fragestellungen verpflichtetes neues Personen-Lexikon, das aus seiner Druckfassung gleichsam *befreit* und ins Internet hätte gestellt werden können. Ziel war es daher, sich den Personen auf verschiedenen Ebenen zu nähern. Es wurden vorhandene Biographien, Biogramme und Prosopografien von Personen aus der gedruckten Literatur übernommen und stellenweise solche auch originär

---

54 Otto-von-Bismarck-Stiftung, <http://bismarckstiftung.de>.

55 Stresemann-Gesellschaft e.V., <http://www.stresemann-gesellschaft.de/index.php?content=stresemann>.

56 Stiftung Bundeskanzler-Adenauer-Haus, <http://www.adenauerhaus.de>.

57 Stiftung Bundespräsident Theodor-Heuss-Haus, <http://www.stiftung-heuss-haus.de>.

58 Internet-Portal „Westfälische Geschichte“ (<http://www.westfaelische-geschichte.lwl.org>) am LWL-Institut für westfälische Regionalgeschichte in Münster, <http://www.lwl.org/LWL/Kultur/WIR/>.

59 Ein entsprechendes Konzept für ein Modul des Internet-Portals „Westfälische Geschichte“ – „Westfälische Biografie online“ (*WBio*) – liegt seit 2009 vor.

erarbeitet, jedoch ohne universalbiographischen Anspruch (zzt. sind es über 700 Biographien oder Biogramme bei rund 7.700 Personen-Datensätzen). Es werden Angaben zu Funktionen und Ämtern eingearbeitet, v. a. aber gilt es, in biographischen Sammelwerken gleichsam versteckte Einträge sichtbar zu machen, indem die biographierten Personen mit Verweisen auf die Literatur aufgenommen wurden. Gleiches wird für Internet-Angebote durchgeführt.

*Der Grenztyp.* Im Rahmen von Telota<sup>60</sup>, einer Initiative der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften zur besseren Nutzung von Informationstechnologien, möchte das DFG-Projekt „Personendaten-Repository“ bisherige Ansätze der Datenvernetzung und elektronischen Biographik weiterentwickeln.<sup>61</sup> Die im Aufbau begriffene Datenbank umfasst zzt. heterogene Personendaten des „langen 19. Jahrhunderts“ aus sehr unterschiedlichen Provenienzen. Interessant ist hier nicht so sehr die Zusammenführung und Recherche der Daten, sondern die speziellen Aufbereitungs- und Präsentationsmöglichkeiten. Personen werden hier, vereinfacht dargestellt, nicht als einzelner Datensatz, also als eine ‚vollständige Biographie‘, beschrieben, sondern in verschiedene Aspekte mit einem bestimmten Informationsgehalt aufgespalten, die einer Person dann zugeordnet werden – das können beispielsweise Lebensdaten, Beziehungen, Quellen oder Tätigkeiten sein. Vorteil ist: es ist z. B. möglich, Aspekte wie Bausteine zu einer Biographie zusammensetzen oder biographische Texte zu einer Person aus unterschiedlichen Quellen synoptisch gegenüberzustellen. Hierdurch ist es möglich, gezielt Informationen zu ergänzen oder Widersprüche und Uneindeutigkeiten sichtbar zu machen, die aus dem unterschiedlichen Zeitpunkt, dem Standpunkt oder der Informiertheit der Autoren resultieren. Eine weitere Möglichkeit ist, diese Daten maschinell analysieren bzw. visuell aufbereiten zu lassen, z. B. um Netzwerke aufzuzeigen oder nach bestimmten Aspekten gefilterte bzw. sortierte Listen, Kartenlayer oder Chronologien zu erstellen – also neue inhaltliche Formen, die nichts mehr mit dem ursprünglichen Entstehungszweck zu tun haben. Aufgabe ist es primär also nicht, die *richtige Sicht* zu konstruieren, sondern bestehende Materialien für die weitere Beschäftigung zu generieren und zur Verfügung zu stellen. Damit befinden wir uns im Schnittpunkt von biographischer Sammlung, Vernetzung und Analyse.

Die Spezialisierung regionalbiographischer Angebote stellt aus der Sicht des 19. und noch 20. Jahrhunderts sicher eine Zersplitterung, eine Auflösung der klassischen Nationalbiographie dar, aus heutiger Sicht aber sind diese Personenkorpora eine Bereicherung, v. a. deshalb, weil ihr Personenkreis nicht auf Prominente im

60 Telota (The electronic life of the academy), <http://www.telota.de>.

61 Vgl. Aufbau eines Repositoriums für biographische Daten historischer Personen des 19. Jahrhunderts, <http://pdr.bbaw.de>.



weitesten Sinne beschränkt ist, sondern Personen aus vielfältigen thematischen, sozialen und regionalen bzw. lokalen Kontexten umfasst. Zudem werden viele Daten nicht aus Literatur-Kompilationen erarbeitet, sondern oft frisch aus Archivquellen geschöpft.

Komplementär hierzu verhalten sich nun die Personen-Portale, die die Bündelung der Metadaten zu einer Person aus den diversen Lexika und somit die Lenkung eines Interessierten auf den entsprechenden Personenartikel übernehmen. Seit Sommer 2009 existiert zunächst für den deutschsprachigen Raum das Biographie-Portal<sup>62</sup>, das die Personenregister von ADB, NDB<sup>63</sup>, dem Österreichischen Biographischen Lexikon und dem Historischen Lexikon der Schweiz umfasst. Zzt. wird an einer Erweiterung der Datenbasis gearbeitet, d.h. an einer Ausweitung auf thematische und regionale Lexika. So wird demnächst auch das Internet-Portal „Westfälische Geschichte“ in diesem Pool vertreten sein. Parallel soll unter Mitwirkung der Regionalportale auch die Deutsche Biographie<sup>64</sup> innerhalb des Biographie-Portals weiter ausgebaut werden. Aus den Portalen gelangt der Nutzer dann direkt zu den Biographien der Partner.

Die Präsenz der wissenschaftlich fundierten Regionalportale auf der europäischen Ebene ist wichtig, um im Zeitalter der Globalisierung und von Wikipedia der Marginalisierung entgegenzuwirken und das eigene wissenschaftliche Profil zu stärken. Das regionale Element ergänzt ganz erheblich auch die in Auswahl und Detailwissen limitierten nationalen Lexika. Denn gerade in Deutschland mit seiner föderalen Struktur wird unsere historische Perspektive weniger durch eine nicht leicht definierbare nationale Identität, sondern vielmehr durch territoriale und regionale Zusammenhänge bestimmt. Anders gewendet: Auch wenn die Landes- bzw. Regionalgeschichte nicht gerade zu den Hauptinteressen kulturell bestens globalisierter Jugendlicher, der *digital natives*, zählt, so beinhalten die Digitalisierung und Globalisierung, d. h. die Präsenz regionaler Biographie-Daten in nationalen oder europäischen Portalen, doch die Chance, grenzüberschreitend auch die Mikrokosmen dieser Welt auf einen Klick sichtbar zu machen.

---

62 <http://www.biographie-portal.eu>.

63 Zur Geschichte von ADB/NDB siehe Hans Günter Hockerts, Vom nationalen Denkmal zum biographischen Portal. Die Geschichte von ADB und NDB 1858–2008, in: Lothar Gall (Hrsg.): „... für deutsche Geschichts- und Quellenforschung“. 150 Jahre Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, München 2008, S. 229–269.

64 <http://www.deutsche-biographie.de>.

## Vernetzungen

Neben Offenheit und Heterogenität ist die Referenzierung, d. h. die Vernetzung von Informationen, ein grundlegendes Prinzip des World Wide Web. Es ist für die Zukunftsfähigkeit biographischer Lexika im Internet von zentraler Bedeutung. Damit ist zweierlei gemeint:

- Einmal die Vernetzung, d. h. die Zusammenarbeit der regionalen Anbieter von Internet-Ressourcen untereinander. Auf Initiative des Internet-Portals „Westfälische Geschichte“ (LWL-Institut für westfälische Regionalgeschichte) und der Bayerischen Landesbibliothek Online (Bayerische Staatsbibliothek München) wurde 2007 die „Arbeitsgemeinschaft landesgeschichtlicher und landeskundlicher Internet-Portale in Deutschland“ – kurz: AG Regionalportale – gegründet. Ihre Mitglieder, darunter v. a. Landesbibliotheken, Landesarchive oder Forschungseinrichtungen mit regionalen Internet-Portalen, treffen sich seit 2007 einmal jährlich, um sich über neue Entwicklungen zu informieren und an gemeinsamen Lösungen zu arbeiten. Regionalbiographische Informationen spielen in diesem Forum eine große Rolle. Aufgrund der unterschiedlichen Interessen, Ressourcen und technischen Plattformen – letztlich Folge der föderalen Struktur Deutschlands –, kommt es hierdurch zwar zu technischen und inhaltlichen *Doppellösungen*, die Mittel absorbieren und in einem gemeinsamen Projekt vielleicht besser angelegt worden wären, andererseits aber auch zu einer vielfältigen und interessanten Palette an regionalen Informationsangeboten.<sup>65</sup>
- Mit Vernetzung ist zweitens ein Verfahren gemeint, das Daten und Datenbanken verschiedener Anbieter – regionaler Kompetenzzentren – automatisiert in Beziehung setzt und deren Auswertung und Darstellung übernimmt. Da Menschen, über die wir Biographien schreiben, an verschiedenen Orten unterschiedliche Spuren hinterlassen haben, diese an verschiedenen Orten gespeichert sind und ggf. an verteilten Orten bearbeitet werden, birgt diese Vorgehensweise vielfältige Synergiepotenziale für die zukünftige Zusammenarbeit der Datenproduzenten. Denn es ist i. d. R. für eine Einrichtung unmöglich und auch ineffizient, die vielfältigen Aspekte, die es zu *ihren* Personen im virtuellen oder realen Raum gibt, zusammenzutragen oder gar aktuell zu halten. Der Nutzen geht aber über die reine Aggregation verteilter Wissensbestände hinaus: Der Minister und Reformherr Freiherr vom und zum Stein etwa hat in vielen verschiedenen Ländern und Regionen gewirkt und Spuren hinterlassen. Durch die Vernetzung können wir auch die jeweils an diesen Orten gespeicherten *Sichtweisen*, d. h. auch inhaltliche

65 <http://www.ag-regionalportale.de>. Siehe hierzu: Marcus Weidner, Internet und Regionalgeschichte. Die „Arbeitsgemeinschaft landesgeschichtliche und landeskundliche Internet-Portale in Deutschland“ (AG Regionalportale), in: Westfälische Forschungen 60, 2010, S. 617–629.

Schwerpunktsetzungen deutlich machen und so eine *interregionale* Perspektive schaffen.

Voraussetzung für das Entstehen eines solchen semantischen Netzwerks ist, dass Computerprogramme die Bedeutungen von Informationen auch *erkennen* können, also *wissen*, dass der Inhalt eines Datenfelds den Vornamen repräsentiert und jenes Feldes den Nachnamen einer Person. Dies wird durch die Auszeichnung von Information z. B. mittels des *Resource Description Framework* (RDF), einem System zur formalen Beschreibung von Objekten, möglich.<sup>66</sup>

Was damit gemeint ist, möchte ich an zwei Beispielen verdeutlichen. Die Biographie des Reichskanzlers Heinrich Brüning im Internet-Portal „Westfälische Geschichte“<sup>67</sup> kann über spezielle Links zielgenau erweitert werden, z. B. um Literatur von und über Brüning im Datenbestand der Deutschen Nationalbibliothek<sup>68</sup> in Frankfurt am Main, um Nachlässe und Autografen im Verbundkatalog kalliope<sup>69</sup> oder um Quellen in den digitalen Akten der Reichskanzlei der Weimarer Republik<sup>70</sup>. Weitere Vernetzungen etwa zu Museen, Bild-, Film- und Tonarchiven wären denkbar.<sup>71</sup> Der Nutzende muss also nicht wissen, welche Angebote es *noch* gibt – aufgrund der vielen Internet-Projekte nicht gerade einfach –, sondern hoffen und wünschen, dass Inhaltenanbieter sukzessive sinnvolle Vernetzungen herstellen bzw. Vernetzungsmöglichkeiten zu ihren Datenbeständen anbieten. Ein weiterer Schritt wäre dann, im Sinne eines Ressourcen-Sharings konsequent zusammenzuarbeiten, um z. B. auch das Problem von Doppel-Biographien für *Überprominente* – z. B. „die Droste“, also die Dichterin Annette von Droste-Hülshoff (1797–1848) – in den Griff zu bekommen.

Ein letzter Aspekt von Vernetzung. Im Zeitalter des Internet müssen wir uns davon verabschieden, dass Informationen nur zu einem Zweck erstellt wurden. Bio-

66 <http://www.w3.org/RDF>.

67 <http://www.westfaelische-geschichte.de/per1585>.

68 <http://www.d-nb.de>.

69 <http://kalliope.staatsbibliothek-berlin.de>.

70 Die digitale Edition ist ein Projekt der Historischen Kommission in München und des Bundesarchivs, <http://www.bundesarchiv.de/aktenreichskanzlei/1919-1933/0000/index.html>.

71 Derzeit wohl am umfanglichsten hinsichtlich der Vernetzungen ist das Bayerische Musiker-Lexikon Online. Die Vernetzung kann über vereinbarte Verfahren und Schnittstellen erfolgen, z. B. – vereinfacht ausgedrückt – direkt per Link mit dem Datensatz (der externe Link mittels PND zum Internet-Portal „Westfälische Geschichte“ lautet beispielsweise <http://www.westfaelische-geschichte.de/pnd118515969> und führt zu Reichskanzler Heinrich Brüning) oder indirekt, indem auf einem Webserver eine sog. Beacon-Datei (<http://de.wikipedia.org/wiki/Wikipedia:PND/BEACON>) mit Informationen über die Erreichbarkeit des Angebots und eine Liste aller dort verfügbaren PNDs abgelegt wird. Hieraus können dann interessierte externe Webangebote Links generieren und automatisiert beim Aufruf eines Personendatensatzes einfügen.

graphische Lexika wurden gedruckt und hatten damit gewissermaßen eine statische und oft kanonische Qualität. Dies geschieht nun zwar immer noch, sogar hybrid, aber die erfassten Daten können durch neue digitale Präsentations-, Navigations- und Beteiligungsformen nun auch für unterschiedliche Zwecke aufbereitet und die historisch-biographische Analyse genutzt werden. Bei der Digitalen Westfälischen Urkunden-Datenbank<sup>72</sup> etwa, in der das Internet-Portal „Westfälische Geschichte“ des LWL-Instituts für westfälische Regionalgeschichte zusammen mit dem LWL-Archivamt für Westfalen seit Herbst 2011 über 70.000 westfälische Urkundenregesten online zur Verfügung stellt, besteht die Möglichkeit, Urheber, Empfänger, Siegler, Bürgen, Zeugen oder sonstige Beteiligte der Urkunden – sofern diese überhaupt identifizierbar sind – mit der Portal-Personendatenbank zu verknüpfen. In langfristiger Perspektive könnten über die Vernetzung von Datum, Ort und Personen z. B. sich verändernde Personennetzwerke und Herrschaftsräume dargestellt werden.

Vielfältige biographische Daten fallen auch in den verschiedenen Forschungs- und Editionsprojekten der deutschen Akademien an<sup>73</sup>, etwa in den Briefwechseln des 18. und 19. Jahrhunderts.<sup>74</sup> Es wäre zukünftig lohnend, über die Vernetzung der verteilt erarbeiteten Daten personelle, chronologische, räumliche und inhaltliche Netzwerke und Themen sichtbar zu machen und zu analysieren, z. B. auf der Basis des schon vorgestellten Personen-Repositorys. Wer ist Schüler, wer Lehrer und wie sehen z. B. ihre Beziehungen aus? Weiter gefragt: Lassen sich Rückschlüsse auf verschiedene Patronageformen oder akademische Karrierechancen ziehen? Wer hält sich wo mit wem zur gleichen Zeit an einem Ort auf und schreibt über was? Sicher, das Aufzeigen sozialer Netzwerke *allein* wird nicht immer zu belastbaren Aussagen führen, aber es kann ein Hilfsmittel zur Beantwortung von Fragen sein, deren Erforschung auf traditionellem Weg nicht gangbar oder ressourcenverachtend gewesen wäre.

Voraussetzung für die genannten Verfahren allerdings ist, dass nicht nur einzelne Aspekte, die eine Biographie bilden, ausgezeichnet werden, sondern aus den Namen auch konkrete Personen werden, Informationen also eindeutig identifizierbaren Individuen inklusive ihrer Namensformen zugeordnet werden können. Für die Vernetzung der Datenbanken notwendig sind also permanente Identifikatoren aus kontrollierten Vokabularien und standardisierte Verfahrensweisen.

72 DWUD, <http://www.dwud.lwl.org>.

73 <http://www.akademienunion.de>.

74 Eine Übersicht des derzeitigen Akademienprogramms zur Geschichte der Neuzeit finden Sie unter <http://www.akademienunion.de/akademienprogramm/thematisch/08>.

Bei der Standardisierung von Namen kommt der Deutschen Nationalbibliothek (DNB) eine zentrale Rolle zu. Sie führt die sog. Personennamendatei, die PND<sup>75</sup> – eine Normdatei, die durch Bibliotheken im Rahmen der Ansetzung bzw. Katalogisierung von Literatur aber auch z. B. durch wissenschaftliche Projekte gepflegt wird. Sie enthält, versehen mit einer eindeutigen PND-Nummer, verifizierte Aussagen über Namen oder Personen sowie ihre Merkmale und Beziehungen zu anderen in unterschiedlicher Dichte und Qualität. Je nach Erschließungsstand handelt es sich bei diesen derzeit 4,9 Mio. Datensätzen (27.04.2011) entweder um eindeutig identifizierbare Personen (sog. Tp-Datensätze, 2,0 Mio.) oder aber um Namen, die keinem Individuum zuzuordnen sind bzw. noch zugeordnet werden müssen (sog. Tn-Datensätze, 2,9 Mio.). Erst durch *diesen* Identifikator (Tp) sind wir in der Lage, Informationen und andere Ressourcen eindeutig etwa auf den bereits erwähnten Heinrich Brüning mit der PND 118515969 zu beziehen bzw. zu recherchieren und den Reichskanzler von den anderen Personen gleichen Namens zu unterscheiden.<sup>76</sup>

Ich möchte ausdrücklich für die Nutzung dieser Normdatei werben, denn inzwischen hat die Deutsche Nationalbibliothek dieses Werkzeug kontrolliert auch für die historische Forschung, für Archive, Museen oder Internet-Projekte freigegeben.<sup>77</sup> Viele Vernetzungen werden hierüber erst möglich. Für uns, das Internet-

---

75 <http://www.d-nb.de/standardisierung/normdateien/pnd.htm>. Reinhard Rinn, Das Projekt Personennamendatei (PND-Projekt), in: Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie, Jg. 41, 1994, H. 5, S. 543–545; Ders., Die überregionale Normdatei für Personennamen (PND). Bericht zum Projektstand September 1995, in: Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie, Jg. 42, 1995, H. 6, S. 617–637; Claudia Fabian, Entwicklung und Aufbau der Personennamendatei in Deutschland. Bericht über Konzeption und Realisierung seit 1989, in: Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie, Jg. 42, 1995, H. 6, S. 605–616; Ronald Michael Schmidt, Die Anwendung der überregionalen Personennamendatei in Verbundsystemen. Das Beispiel HBZ-Verbund, in: Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie, Jg. 44, 1997, H. 2, S. 117–125. – Siehe auch die praxisorientierte Handreichung der Wikipedia, <http://de.wikipedia.org/wiki/Wikipedia:PND>. Seit 2005 kooperiert die DNB mit Wikipedia bei der PND-Vernetzung. Vgl. Christel Hengel-Dittrich/Barbara Pfeifer, Kooperation der Personennamendatei (PND) mit Wikipedia, in: Dialog mit Bibliotheken, Jg. 17, 2005, H. 3, S. 18–24; Jürgen Czech/Barbara Pfeifer, Wikipedia und die Personennamendatei (PND), Referat auf dem 95. Deutschen Bibliothekartag Dresden, 22. März 2006, online verfügbar: <http://www.opus-bayern.de/bib-info/volltexte/2006/213>; Jakob Voss, Wikipedia als Teil einer freien bibliothekarischen Informationsinfrastruktur, in: Lülfiing, Daniela/Benkert Hannelore/Siebert Stefan (Hrsg.), 95. Deutscher Bibliothekartag in Dresden 2006. Netzwerk Bibliothek. Frankfurt am Main: Klostermann (Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie, Sonderbände, Bd. 92), S. 63–74.

76 Z. B. einem Osnabrücker Bürgermeister (PND 124571883), einem Buxtehuder bzw. Mindener Bürgermeister bzw. Osnabrücker Bürgermeister (PND 120565099) oder einem Potsdamer Theaterdirektor (PND 116751649). Je weiter wir jedoch zeitlich zurückgehen, desto schwieriger oder gar unmöglich wird es, Personen eindeutig zu identifizieren. Die Unterscheidung etwa mittelalterlicher Patrizier, die zudem die Erbnamensitte anwendeten, ist problematisch.

77 Seit Frühjahr 2009 verfügen die Mitglieder der AG Regionalportale über die Möglichkeit, direkt, d. h. außerhalb der Bibliotheksverbünde, PND-Datensätze zu generieren. Die PND war auch beherr-

Portal „Westfälische Geschichte“, ist dies eine große Arbeitserleichterung, denn wir können nun direkt PNDs für lokale oder regionale Personen generieren bzw. bestehende Angaben korrigieren oder ergänzen. Für beide Seiten ist dies eine win-win-Situation, denn der PND-Bestand wird um eine Vielzahl valider Personennamen aus einer großen Spannweite an Erschließungsprojekten erweitert. Und v. a.: die Region wird im Großen nun besser sichtbar.

Die PND, die zukünftig in der Gemeinsamen Normdatei GND aufgehen wird, entwickelt sich mehr und mehr zu einem universellen Norminstrument.<sup>78</sup> Indem diese im deutschsprachigen Raum genutzte PND wiederum mit weiteren, ähnlichen Instrumenten anderer Länder vernetzt wird, entsteht zurzeit beispielsweise im Rahmen des VIAF-Projekts<sup>79</sup> der Nationalbibliotheken eine globale Normen-Konkordanz, über die wir weltweit Literaturtitel und andere Informationen zu einer Person abfragen können. Hierdurch entstehen Vernetzung- und Darstellungsmöglichkeiten, deren Komplexität wir bislang nur erahnen können.

## Fazit

Die digitale Revolution, die wir zzt. miterleben, hat dem neuen Interesse an der Biographik weiteren Schwung gegeben. Zusammenarbeit, Normierung, Standardisierung und Referenzierung werden immer wichtiger. Die biographische Forschung steht mit der zunehmenden Vernetzung von Daten vor neuen Herausforderungen, vielleicht ähnlich der Einführung der quantitativen Methodik in den Geschichtswissenschaften seit den 1970er Jahren. Durch das Zusammenführen von bislang separaten Informationen kann auch neues Wissen über Personen geschaffen werden. Für die Nutzenden stellen die neuen Möglichkeiten eine erhebliche Verbesserung in der Informationsversorgung dar. Von den Biographie-Machenden sind jedoch neue kulturell-technische Praktiken zu erlernen und neue Funktionalitäten in ihre Biographien zu implementieren, und sollte es nicht möglich sein, eigene Internet-Angebote aufzubauen, so bliebe immerhin noch der Weg, sich an kontrollierten Portallösungen zu beteiligen. Beiden Seiten stehen, versehen mit der nötigen Medienkompetenz, damit ungeahnte Forschungs- und Rechercheräume offen.

---

schendes Thema der im September 2009 in Leipzig abgehaltenen Tagung „Personendateien“ der Arbeitsgruppe Elektronisches Publizieren der Akademieunion, auf der von den Projekten die Öffnung der PND und ein vereinfachtes Handling als ausgesprochene Desiderate angesehen wurden. Vgl. den Tagungsbericht <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=2806>.

78 Zur Zusammenführung der PND mit anderen Normdateien in der GND (Gemeinsame Normdatei) siehe Christel Hengel-Dittrich, Das Projekt Gemeinsame Normdatei – GND, in: *Dialog mit Bibliotheken*, 22. Jg., 2010, Heft 1, S. 35–38.

79 Virtual International Authority File, <http://viaf.org>. – Siehe auch: Christel Hengel, Normdaten und Metadaten. Die Idee eines Internationalen Authority File, in: *Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie*, Jg. 50, 2003, H. 4, S. 210–214.

Hierbei müssen wir uns jedoch vergegenwärtigen, dass im Vordergrund unserer Arbeit immer noch die solide, aus Quellen gewonnene Information steht – sie droht zerrieben zu werden zwischen ständigen technischen Updates, steigenden Anspruchsniveaus von Usern, einem scheinbar unstillbaren Verlangen nach Bildern und dem Druck ressourcenintensiver, oft aber kurzlebiger Trends. Ganz wesentlich aber scheint mir, die bewährten wissenschaftlichen Standards auch und gerade in einer globalisierten Informationsgesellschaft zu behaupten.





# Das Porträt im historischen Museum: Recherche – Identifikation – Präsentation

von Axel Schollmeier

## Das Verhältnis zwischen Biographie und Bildnis

Biographie und Porträtkunst hängen unmittelbar miteinander zusammen. Zum einen verweisen die Wortbestandteile *bio* und *grafie* auf das Leben (*bio*), zum anderen auf die Kunst des Schreibens und Zeichnens (*graphie*). Die Biographie ist also keineswegs nur die in Worte gefasste Lebensbeschreibung eines Menschen, sondern zur Biographie gehört auch die zeichnerische, grafische sowie seit dem 19. Jahrhundert die fotografische, also bildliche Darstellung der betreffenden Person. Umgekehrt ist jedes künstlerische Porträt zugleich Teil der Lebensgeschichte einer Person. Bildaufbau, Größe, Art der Präsentation und ikonografische Attribute lassen biographische Rückschlüsse auf den Porträtierten zu: Sie sind Aussagen über das Selbstverständnis und Selbstwertgefühl, den gesellschaftlichen Stand, den Einfluss, die beabsichtigte Wirkung auf Betrachtende und die Position, die der Abgebildete genoss.<sup>1</sup>

Biographien verfügen heute häufig über einen Bildteil oder mehrere über den gesamten Text verteilte Porträtabbildungen. Nur wenige zeitgenössische Biographien verzichten auf jegliche Abbildung.<sup>2</sup> Aber schon in den frühesten Viten finden sich bildliche Darstellungen in Ergänzung zum Text. So ist von den drei erhaltenen Ludger-Viten mit ausführlichen Lebensbeschreibungen des ersten Bischofs von Münster die um 1100 entstandene sogenannte *Vita secunda* mit zahlreichen farbigen Miniaturen ausgestattet, die wichtige Ereignisse seines Lebens wiedergeben.<sup>3</sup> Schriftliche Lebensbeschreibungen richteten sich im Mittelalter indessen nur an eine kleine, zumeist klerikale Bildungsschicht. Die breite Masse war des Lesens unkundig. Für sie zählte die Sprache der Bilder, die die Rolle des Erzählens übernahmen. Gerade

---

1 Caitriona Ní Dhúill, *Intermediale Biographik (Bild und Biographie)*, in: Christian Klein (Hrsg.), *Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien*, Stuttgart 2009, S. 190–193.

2 Pauschalisierend könnte man sagen, dass die Anzahl der Abbildungen mit dem Grad der Wissenschaftlichkeit abnimmt. So findet sich etwa bei Heinz Duchhardt, *Stein. Eine Biographie*, Münster 2007, lediglich auf Titel und Frontispiz eine Abbildung des Freiherrn vom Stein.

3 Vgl. hierzu Eckhard Freise, *Die Vita Sancti Ludgeri. Vollständige Faksimile-Ausgabe der Handschrift MS. theol. lat. fol. 323 der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz. Commentarium. Text, Übersetzung und Kommentar, Forschungsbeiträge (= Codices selecti, Bd. 95)*, Graz/Bielefeld 1999.

in der christlichen Kunst wurde die biblische Erzählung dem leseunkundigen Volk in bildlichen Darstellungen übermittelt.

Neuere Erkenntnisse der Geschichte und Kunstgeschichte haben gezeigt, dass entgegen früheren Vorstellungen im Anschluss an die Schriften von Jacob Burckhardt<sup>4</sup> bereits im Mittelalter ein Bewusstsein für das Individuum vorhanden war, das sich allerdings nur selten in einem realistischen Porträt niederschlug.<sup>5</sup> Über das Stifterbildnis und das höfische Bildnis entstand im franco-flämischen Bereich das bürgerliche Porträt des 15. Jahrhunderts vor dem Hintergrund des neu entstehenden humanistisch geprägten Bewusstseins vom Eigenwert des Menschen, der Würde seiner Person und seines Standes. Im 16. Jahrhundert setzte sich das autonome realistische Porträt zunehmend durch.<sup>6</sup>

Aufkommen und Verbreitung auch bürgerlicher Bildnisse stehen im Zusammenhang mit der technischen Druckgrafik: Das Bildnis wird reproduzierbar, und damit entstand eine Vielzahl an Porträts. Das reproduzierbare Bildnis erschien als Buchillustration und in zunehmendem Maße als Titelkupfer von Büchern, deren Autoren bildlich vorgestellt werden sollten. Es konnte in größerer Auflage auch als Einzelblatt verbreitet und einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden und war nicht mehr nur einem kleinen, ausgewählten Betrachterkreis von gesellschaftlichem Rang vorbehalten. Zumal vor dem Hintergrund der politischen und religiösen Umbrüche der Zeit hatten die Menschen verstärkt den Wunsch, mit den geschilderten Ereignissen und Informationen auch konkrete Personen zu verbinden. Zeitgleich entstand die Verbindung von ausführlicher Lebensbeschreibung und Porträt. Die Lebensbeschreibungen berühmter Künstler des italienischen Künstlerbiographen Giorgio Vasari (1511–1574) erschienen 1550 zunächst noch ohne Abbildungen. Doch bereits die zweite Auflage von 1568 wurde mit Holzschnitten nach Selbstbildnissen der Künstler illustriert.<sup>7</sup>

## Porträts im Stadtmuseum Münster

Mit zu den wirkungsmächtigsten frühen realistischen Porträts des 16. Jahrhunderts im nordwestdeutschen Raum gehört das grafische Bildnis Heinrich Aldegrevers von Jan van Leiden. Es war ohne Zweifel das Werk Albrecht Dürers, das nachhaltigen

4 Vgl. Jacob Burckhardt, *Die Cultur der Renaissance in Italien. Ein Versuch*, 2. Aufl., Leipzig 1896, bes. S. 104.

5 Grundlegend hierzu Bruno Reudenbach, *Individuum ohne Bildnis? Zum Problem künstlerischer Ausdrucksformen von Individualität im Mittelalter*, in: Jan A. Aertsen/Andreas Speer (Hrsg.), *Individuum und Individualität im Mittelalter* (= *Miscellanea Mediaevalia*. Veröffentlichungen des Thomas-Instituts der Universität zu Köln, Bd. 24), Berlin/New York 1996, S. 807–818.

6 Vgl. zusammenfassend Andreas Beyer, *Das Porträt in der Malerei*, München 2002, S. 23–60.

7 Ebd., S. 104.



Abb. 1:  
*Jan van Leiden (1509–1536), Kupferstich  
von Heinrich Aldegrever, 1536, 1. Zustand  
(von zwei), Stadtmuseum Münster, Stiftung der  
LVM-Versicherungen, Inv.-Nr. GR-0239-2*

Einfluss auch auf die Porträts des Westfalen Aldegrever ausübte. Dürer betont als eine der Aufgaben der Malkunst: „Awch behelt daz gemeld dy gestalt der menschen nach jrem sterben“.<sup>8</sup> Diese Auffassung wie auch viele Details der formalen Gestaltung übernahm Aldegrever in seinen Porträts. So gehen die Kombination von Dreiviertelansicht des Porträtierten und Halbfigurenbildnis sowie die Verbindung der Bilder mit Text auf Schrifttafeln nach dem Vorbild römischer Grabepitaphien auf Dürer zurück. Stärker als in gemalten Bildnissen stellt diese Form des grafischen Porträts einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen Dargestelltem und seinem Leben her.<sup>9</sup>

1979 erwarb der damalige Leiter des Stadtmuseums Münster einen Kupferstich mit dem Porträt Jan van Leidens von Aldegrever.<sup>10</sup> (Abb. 1) Vorlage war eine der qualitativsten Porträtzeichnungen des 16. Jahrhunderts, die sich als Werk Aldegrevers im British Museum in London befindet. Diese 1535 entstandene Zeichnung stellt die einzige naturgetreue Wiedergabe des Aussehens Jan van Leidens zu Lebzeiten dar und diente als Vorlage für das grafische Porträt. Die Qualität des er-

8 Albrecht Dürer, Entwurf zur Einleitung in das Lehrbuch der Malerei und in die Lehre von menschlicher Proportion, in: Hans Rupprich (Hrsg.): Dürer. Schriftlicher Nachlaß. Bd. 2, Berlin 1966, S. 109.

9 Vgl. hierzu Angelika Lorenz, Heinrich Aldegrever. Auswahlkatalog und Ausstellung mit Kupferstichen aus der Sammlung des Museums zu seinem 500. Geburtstag, Kat. Westfälisches Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Münster, Münster 2002, S. 94–95.

10 Vgl. Hans Galen, Neuentdeckt in London, in: Auf roter Erde. Monatsblätter für Landeskunde und Volkstum Westfalens. Heimatbeilage der Westfälischen Nachrichten, Nr. 222, 35. Jg., 1979, S. 14–15.



Abb. 2:  
*Jan van Leiden (1509–1536), Kupferstich nach  
 Christoffel van Sichem I., 17. Jahrhundert,  
 Stadtmuseum Münster, Inv. Nr. GR-0242-2*

worbenen Kupferstichs wie auch etwa die fehlerhafte Schreibung der lateinischen Unterschrift machen jedoch deutlich, dass es sich bei diesem Blatt um einen frühen Abdruck des ersten Plattenzustandes handeln muss. In den zahlreichen späteren Abdrucken ist das „t“ in „set“ durch das „d“ ersetzt worden.<sup>11</sup>

Auf wen die Inschriften des Kupferstiches zurückgehen, ist nicht geklärt. Sie zeugen indes von einer sehr intimen Kenntnis der historischen Zustände. Übersetzt heißt es dort zunächst oben: „Jan van Leiden – König der Wiedertäufer zu Münster – wahrhaftig wiedergegeben“. Unten auf der Brüstung steht geschrieben: „Dies war mein Antlitz, dies mein Schmuck, während ich das Zepter als König der Wiedertäufer führte, aber freilich nur für eine kurze Zeit. Heinrich Aldegrevier aus Soest schuf es im Jahre 1536. Gottes Macht ist meine Kraft.“ Nach wie vor ungeklärt ist bei diesem Porträt die Frage, wer dieses und die anderen Täuferbildnisse bei Aldegrevier in Auftrag gegeben hat. Sie zeigen die Anführer der Täufer nicht als besiegte Aufrührer, sondern als stolze Anführer, eine Tatsache, der man noch nicht genügend Beachtung geschenkt hat.<sup>12</sup>

11 Vgl. Bernd Thier, Kat. Nr. 60: Jan van Leiden als König und Kat. Nr. 104: Jan van Leiden, in: Barbara Rommé (Hrsg.), *Das Königreich der Täufer*, Kat. Stadtmuseum Münster, Bd. 1, Münster 2000, S. 162–163 und 234–235.

12 Vgl. Klaus Kösters, *Bilderstreit und Sinnenlust* (Teil 1). Der Kampf um den rechten Glauben und die Druckgraphik, in: Klaus Kösters/Reimer Möller (Hrsg.), *Katalog zur Ausstellung „Bilderstreit und Sinnenlust – Heinrich Aldegrevier (1502–2002)“*, Unna 2002, S. 19–20.



Abb. 3:  
Wilhelm van Oesede, Gemälde, Umkreis Hermann  
tom Ring, 1554, Stadtmuseum Münster, Stiftung der  
WGZ-Bank, Inv.-Nr. GE-1209-2

Ohne jeden biographischen Zusammenhang hat sich jedoch in die Abzüge des zweiten Zustandes durch ein Versehen des Stechers ein Fehler eingeschlichen, der später fortwährend wiederholt wurde: Jan van Leiden besaß fortab ein tiefer liegendes linkes Auge. Ebenso wie diese Veränderung ihre Fortschreibung in späteren Repliken findet, ist ein anderes Phänomen bei den zeitlich nachfolgenden Porträtkupfern festzustellen: Bei gleichbleibender Grundphysiognomie stellt sich ein deutlicher Alterungsprozess Jan van Leidens ein. Eine derart schwergewichtige Rolle in der Geschichte sollte offenbar nicht mehr einem 27-Jährigen zugeschrieben werden, so dass seit Mitte des 17. Jahrhunderts die Darstellungen Jan van Leidens nun als älteren Mann zeigen. (Abb. 2) Rezeptionsgeschichtlich sind die Porträts des Jan van Leiden im Wandel der Jahrhunderte ein äußerst lohnendes Thema. Bis heute ist unsere Vorstellung vom Aussehen Jan van Leidens durch die Zeichnung bzw. den Kupferstich Aldegrevers bestimmt.<sup>13</sup>

War das Porträt Jan van Leidens eine der ersten Erwerbungen des 1979 gegründeten Stadtmuseums, so war das Porträtbildnis des Wilhelm van Oesede einer der bedeutendsten Ankäufe der letzten Jahre. (Abb. 3) Es kam bei Christie's in London zur Versteigerung. Im Katalog wurde es als „portrait of a gentleman“ aus dem

13 Vgl. ausführlich hierzu Bernd Thier, „gantz warhafftig abkonterfeyt“. Die münsterischen Täufer in der bildlichen Darstellung und künstlerischen Auseinandersetzung, in: Barbara Rommé (Hrsg.), Das Königreich der Täufer, Kat. Stadtmuseum Münster, Bd. 2, Münster 2000, S. 118–133.



Abb. 4: Wilhelm van Oesede (wie Abb. 3), Detail



Abb. 5: Wilhelm van Oesede (wie Abb. 3), Detail

Umkreis von Hermann tom Ring beschrieben.<sup>14</sup> Die Qualität des Bildes wie auch der durch die Hausmarke deutliche Hinweis auf eine bürgerliche Herkunft des Dargestellten machten es verlockend, der Identität des Dargestellten nachzuspüren. Allzu viel Zeit steht zwischen Katalogerhalt und Auktionstermin nicht zur Verfügung, in diesem Fall gelang die Identifizierung glücklicherweise recht schnell: Wappen – in Form von drei Ösen – und Hausmarke ließen sich eindeutig der Familie van Oesede zuschreiben, die seit Ende des 15. Jahrhunderts in Münster ansässig war.<sup>15</sup> Erstellungsjahr 1554, Altersangabe des Porträtierten mit 39 Jahren sowie die Initialen WVH weisen auf den 1515 geborenen Wilhelm van Oesede (mitunter auch Hoese-de geschrieben) als Porträtierten hin, der als Wandschneider im Haus Prinzipalmarkt 41 wohnte, das zuvor Bernd Knipperdollinck gehört hatte.<sup>16</sup> Da sich offenbar sonst niemand mit dem Gemälde intensiver beschäftigt hatte und daher kaum Kaufinte-

14 Christie's, London, South Kensington, Old Master and British Pictures and Old Master Drawings, 5. December 2007, Lot Number 15.

15 Vgl. Ernst Hövel, Bürgerliche Wappensiegel im Stadtarchiv Münster, in: Westfalen. Mitteilungen des Landesmuseums der Provinz Westfalen und des Vereins für Geschichte und Altertumskunde Westfalens, Jg. 18, 1933, S. 174 und Tafel XVII, Nr. 3; ders., Münstersche und Münsterländische Hausmarken im Stadtarchiv Münster, in: Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Münster, Bd. 3, Münster 1927, S. 347, Nr. 78.

16 Vgl. Karl-Heinz Kirchhoff, Der Prinzipalmarkt mit Michaelisplatz, Gruetgasse, Syndikatgasse und Syndikatplatz (= Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Münster. Neue Folge, Bd. 20/1), Münster 2001, S. 231.

resse bestand, gelang die Erwerbung zu einem angesichts der Qualität des Gemäldes recht günstigen Preis.<sup>17</sup>

Wappen und Hausmarke auf dem Gemälde sind im münsterischen Stadtarchiv nachweisbar. Viel mehr jedoch nicht.<sup>18</sup> Weitere Aussagen können indessen aus dem Bild erschlossen werden. So wird der Wohlstand des Porträtierten durch die Kleidung – den Mantel mit Fuchspelzkragen – offenbar. Für die Jahrzehnte nach der Niederwerfung der Täufer in Münster und die religiöse Situation in der Stadt ist indes das aufgeschlagene Buch von Bedeutung, auf das durch die Handhaltung noch besonders hingewiesen wird. (Abb. 4) Die rechte Hand ruht auf einer Kreuzigungsszene auf der rechten Seite, während der Zeigefinger auf eine bestimmte Stelle der hochstehenden linken Seite verweist. Ganz offensichtlich handelt es sich hier um die Schlüsselszene des Bildes, die ganz bewusst hervorgehoben wird. Dreht man das Gemälde um etwa neunzig Grad, lässt sich der Text genau identifizieren. (Abb. 5) Es handelt sich um die niederdeutsche Fassung der Luther-Übersetzung des Neuen Testaments Römer 8, 31b folg.: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? 32 Er, der seines eignen Sohnes nicht verschont, sondern ihn für uns alle dahingegeben hat, wie sollte er uns mit ihm nicht auch alles schenken?“ Die Verbindung von Bibeltext und Kreuzigungsszene ist wohl nicht auf eine tatsächlich existierende Bibel zurückzuführen, sondern eine bewusste Kompilation des Malers Hermann tom Ring.

Totenschädel als Vergänglichkeits- und Nelke mit Rosmarinzweig als Ewigkeitssymbole könnten auf ein Ehebildnis hindeuten, also auf ein dazugehöriges unbekanntes Pendant der Gattin, vielleicht aber sollen sie in der hier vorliegenden Kombination mit Kreuzigungsdarstellung und Bibelzitat auch die Ernsthaftigkeit der Bekenntnisaussage unterstreichen. In Leipzig befindet sich ein Melanchthonporträt aus dem Cranach-Umkreis, das den Reformator mit derselben Textstelle zeigt.<sup>19</sup>

In der Schausammlung des Stadtmuseums deutet das Porträt auf das wieder erstarkte Bürgertum in Münster hin wie zugleich auf das Bestehen einer protestantischen Gemeinde in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Dieses Porträt informiert also über wichtige historische Zusammenhänge, die sich sonst bildlich kaum darstellen lassen.

---

17 Die in Münster ansässige Galerie Frye und Sohn zeigte vor der Auktion auch Interesse an dem Gemälde, beteiligte sich aber dankenswerterweise nicht, als sie von dem Kaufinteresse des Stadtmuseums Münster erfuhr.

18 In der Studie von Ronnie Po-chia Hsia, *Gesellschaft und Religion in Münster 1535–1618* (= Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Münster. Neue Folge, Bd. 13), Münster 1989, S. 113 und 118, wird die Familie Oesede lediglich kurz als eine der führenden Kaufmannsfamilien erwähnt.

19 Für Hinweise bezüglich des Bibelzitats und auf das Gemälde in Leipzig danke ich Prof. Dr. Christian Peters, Münster.



*Abb. 6:  
Herzog Christian von Braunschweig-  
Lüneburg-Wolfenbüttel (1599–1626),  
Gemälde von Michiel Jansz. Van Mierevelt,  
1626, Stadtmuseum Münster, Verein  
Münster-Museum e. V., Inv. Nr. GE-0667-1*

Im 17. Jahrhundert war kaum ein Adelssitz, ein großzügiges Bürgerhaus oder öffentliches Gebäude mehr ohne Porträtbildnisse vorstellbar. Porträtmaler und ihre Verfielfältiger in grafischen Bildnissen hatten Hochkonjunktur. Nahezu alle wichtigen Zeitgenossen wurden ohne speziellen Auftrag mitunter sogar auf Vorrat gemalt und in die Kupferplatte gestochen oder radiert. Im Gegensatz zu den meist mit Inschriften versehenen grafischen Porträts blieben die Gemälde häufig ohne jede genauere Bezeichnung. Auf dem Auktionsmarkt sind dementsprechend häufig Gemälde des 17. Jahrhunderts ohne Identifizierung des Dargestellten anzutreffen. So lag der Fall auch bei einem Porträt, das bei Christie's in London 1997 als „portrait of an unknown gentleman“ zur Versteigerung kam, zweifelsohne ein interessantes Bildnis eines Feldherrn aus dem ersten Drittel des 17. Jahrhunderts, aber ohne Zusatzinformation eben nicht genauer zu bestimmen.<sup>20</sup> (Abb. 6) Die Identifizierung gelang durch einen Kupferstich, der als Dargestellten Herzog Christian von Braunschweig-Lüneburg – einen der berühmtesten Heerführer im Dreißigjährigen Krieg – zeigt. (Abb. 7) Auf dem Blatt wurden Michiel van Mierevelt, 1567 in Delft geboren und dort 1641 verstorben, als Maler und Willem Jacobsz Delff als Stecher genannt. Mierevelt gehörte im ersten Drittel des 17. Jahrhunderts zu den gefragtesten und produktivsten niederländischen Porträtmalern seiner Zeit. Viele seiner Porträts fanden durch die Stiche Delffs weite Verbreitung. Nach der Ersteigerung des Gemäldes durch das Stadtmuseum konnte dann im Rahmen der vorgenomme-

<sup>20</sup> Vgl. Christie's, London, South Kensington, Old Master Pictures, 20 February 1997, Lot Number 185.





Abb. 7:  
Herzog Christian von Braunschweig-Lüneburg-  
Wolfenbüttel (1599–1626), Kupferstich von  
Wilhelm Delfff nach dem Gemälde von Michiel  
Jansz. Van Mierevelt, 1623, Stadtmuseum Münster,  
Inv. Nr. GR-0158-2

nen Reinigung sogar die Signatur Miereveld(t?) und die Datierung 1626 entdeckt werden.<sup>21</sup>

Mierevelt war mit seiner fast im fabrikmäßigen Stil organisierten Porträtwerkstatt einer der erfolgreichsten Künstlerunternehmer in Delft. Von seinen Gemälden des Herzogs von Braunschweig hat sich indessen neben dem nun im Stadtmuseum befindlichen Bild lediglich ein weiteres Gemälde in einem ehemaligen britischen Adessitz erhalten. Zweifelsohne wäre jedoch die genaue Bestimmung des Dargestellten auf dem Gemälde ohne die Kenntnis des Kupferstichs nicht möglich gewesen. Im Vergleich zu Porträtgemälden wird Porträtgrafik in einem weitaus geringeren Maß auf dem internationalen Auktionsmarkt angeboten, was vor allem an den in der Regel relativ niedrigen Preisen liegt. Deshalb haben sich auf dieses Gebiet einige Händler spezialisiert, die häufig mehrere hunderttausend Porträtgrafiken in ihrem Bestand haben. Die Kenntnis des Porträtstichs von für die Regionalgeschichte wichtigen Personen führt mitunter auf die Spur von den als Vorlage dienenden Gemälden wie in dem Fall des Christian von Braunschweig, oder aber sie ermöglicht zumindest die zweifelsfreie Bestimmung eines bislang nicht identifizierbaren Darge-

21 Vgl. Hans Galen, Katalogbeitrag Der „tolle Christian“, in: Hans Galen (Hrsg.), 30jähriger Krieg, Münster und der Westfälische Frieden, Ausstellungskatalog Stadtmuseum Münster, Bd. 1, Münster 1998, S. 38–40; zusammenfassend hierzu Nils Büttner, Kat. Nr. 25 und 40: Bildnis Herzog Christian d. J. von Braunschweig-Lüneburg (1599–1626), in: Der Krieg als Person. Herzog Christian d. J. von Braunschweig-Lüneburg im Bildnis von Paulus Moreelse, Ausstellung im Herzog Anton Ulrich-Museum Braunschweig, Braunschweig 2000, S. 105–107 und 112.



*Abb. 8:  
Christoph Bernhard von Galen zu Pferde vor der  
Silhouette Münsters, Gemälde von Wolfgang  
Heimbach, wohl zwischen 1670 und 1674,  
Stadtmuseum Münster, Inv. Nr. GE-0412-2*

stellten in Öl. Festzuhalten bleibt indessen, dass zur Identifizierung anonymer, nicht näher gekennzeichnete Porträts stets auch eine gewisse Kennerschaft und eine fotografische Erinnerung an die Physiognomien wichtiger Personen erforderlich sind.

Dass in jedem Porträtbildnis, vor allem wenn es auf einen Auftrag des Dargestellten zurückgeht, immer auch ein Stück Biographie mitschwingt, verdeutlicht ein anderes Gemälde. Es handelt sich um das Reiterporträt des münsterischen Fürstbischofs Christoph Bernhard von Galen.<sup>22</sup> (Abb. 8) Es zeigt ihn hoch zu Pferd als Sieger über die Stadt Münster, deren Silhouette unter dem Bauch des Pferdes wiedergegeben ist. Das Gemälde befand sich bis vor wenigen Jahren im Besitz der Nachfahren von Galens und konnte dann für das Stadtmuseum Münster erworben werden. Es hält die Niederwerfung Münsters im Jahr 1661 nach der dritten Belagerung der Stadt durch den Fürstbischof fest und ist damit ein einzigartiges Zeugnis für die Durchsetzung des Absolutismus in Nordwestdeutschland. Anschaulicher lässt sich Geschichte kaum anhand von Originalen im Museum darstellen. Gemalt wurde es von dem fürstbischöflichen Hofmaler Wolfgang Heimbach, der von 1670 bis zu seinem Tod (nach 1678) in Münster tätig war. Es steht in Zusammenhang mit einem weiteren, sehr ähnlichen Gemälde Heimbachs, das auf den ersten Blick wie eine Replik erscheint.<sup>23</sup> (Abb. 9) Doch bei genauerer Betrachtung sieht man die gealterten Gesichtszüge Christoph Bernhards und die unterschiedliche Stadtsilhouette unter

<sup>22</sup> Vgl. Axel Schollmeier, Christoph Bernhard von Galen zu Pferde vor der Silhouette Münsters, in: Verein Münster Museum e. V., Geschichte der Stadt Münster, Münster 2005, S. 100–101.

<sup>23</sup> Vgl. Sotheby's, Amsterdam, The Graf von Galen Collection, 5 May 2004, Lot Number 304.



*Abb. 9:  
Christoph Bernhard von Galen zu Pferde vor der  
Silhouette Groningens, Gemälde von Wolfgang  
Heimbach, 1674*

dem Bauch des Pferdes, die dort die niederländische Stadt Groningen wiedergibt. 1672 war von Galen an der Seite Frankreichs gegen die Generalstaaten gezogen und konnte anfangs große Gebietseroberungen verzeichnen. Im Juli 1672 begann die Belagerung Groningens, das von entscheidender strategischer Bedeutung war. Allerdings erzielte Christoph Bernhard dort keinen dauerhaften militärischen Erfolg und musste die Belagerung bereits Ende August 1672 erfolglos abbrechen. Offenbar empfand der Fürstbischof dies aber nicht als Niederlage, ließ er doch 1674 von seinem Hofmaler das Gemälde anfertigen, das programmatisch seinen Triumph der kurzzeitigen Eroberung Groningens festhält.

Was auch immer die dahinterstehende Absicht gewesen sein mag, es ist erstaunlich, dass auf diese Gemälde bislang in den Biographien oder biographischen Texten über Christoph Bernhard von Galen kaum eingegangen wird.<sup>24</sup> Stoff für eine Analyse des herrscherlichen Selbstverständnisses böten sie sicherlich genug. Wenn in biographischen Texten überhaupt Abbildungen vorhanden sind, dienen sie meist nur der reinen Illustration, eine Verbindung zwischen bildlichem Porträt und biographischer oder historischer Darstellung findet sich nicht häufig. Trotz des vielfach beschworenen „visual turns“<sup>25</sup>, der Wende zum Bild in den Geschichtswissenschaften, werden Kunstwerke noch viel zu selten als wichtige Quelle für die historische

<sup>24</sup> Vgl. etwa Andreas Holzem, *Der Konfessionsstaat 1555–1802* (= Arnold Angenendt (Hrsg.), *Geschichte des Bistums Münster*, Bd. IV), S. 187–219.

<sup>25</sup> Vgl. aktuell Gerhard Paul, *Visual History*, Version: 1.0, in: *Docupedia-Zeitgeschichte*, 11.2.2010, URL: [http://docupedia.de/zg/Visual\\_History](http://docupedia.de/zg/Visual_History).



*Abb. 10:  
Der Fotograf Friedrich Hundt (1807–1887),  
Fotografie auf Papier, Atelier F. Hundt, um 1885,  
Stadtmuseum Münster, Dauerleihgabe aus Privatbesitz*

oder literarische Biographie genutzt, obwohl Biographie und Geschichte kaum ausdrucksvoller in Kunstwerken festgehalten sind als in diesen beiden Galenporträts. In historischen Museen sind es genau solche Bilder, an denen und mit denen sich Geschichte erzählen lässt. Geschichte ist immer mit Menschen verbunden, und so geht die Darstellung von Geschichte immer auch mit der Präsentation von Menschen einher. Im Gegensatz zum Kunstmuseum steht in historischen Museen dabei nicht die Qualität des Kunstwerks an erster Stelle, sondern die Aussage, die sich über das Bild vermitteln lässt.

Die Darstellung der Identifizierung und Bedeutung von Porträts im Stadtmuseum Münster ließe sich noch für das 18. und frühe 19. Jahrhundert an einigen Beispielen fortführen. Selbst das seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts starke Verbreitung findende grafische Vervielfältigungsverfahren der Lithografie orientiert sich noch an den historischen Vorbildern von Radierung und Kupferstich und nennt fast immer die Namen der Porträtierten. Gemälde hingegen bleiben fast ausschließlich ohne Namensnennung und lassen sich – wenn sie nicht noch eine zusätzliche Beschriftung tragen – nur durch Physiognomie, Attribute oder Vergleiche mit grafischen Porträts identifizieren.

Eine Veränderung setzt mit der Erfindung der Fotografie ein. Im Verlauf der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts setzte sich diese technische Neuerung immer weiter durch und löste die alten grafischen Porträtdarstellungen zunehmend ab. Damit einher ging durch die Verbilligung der Fotografie auch ein enormer Anstieg an Porträtaufnahmen. In Münster war es der aus Iserlohn stammende Fotopionier



*Abb. 11: Auswahl von Fotografien des Fotografen Friedrich Hundt aus Flohmarkterwerbungen, Privatbesitz*

Friedrich Hundt, der bereits kurz nach der Veröffentlichung der Erfindung Louis Daguerres im Jahr 1839 mit diesem Verfahren in Münster um Kundschaft für Porträtaufnahmen warb.<sup>26</sup> (Abb. 10) Obwohl dieses erste fotografische Verfahren wegen der erforderlichen Silberplatte noch sehr teuer war und sich dementsprechend fast nur Adelige und Angehörige des wohlhabenden Bürgertums so porträtieren ließen, gibt es zahlreiche Daguerreotypen mit Porträts von Personen, die unbekannt und nur noch selten identifizierbar sind. Der weitaus größte Bestand erhaltener Daguerreotypen aus Westfalen sind Porträts. Die Aufnahmen zeigen, dass man sich für den Besuch im Atelier des Fotografen besonders aufwändig zurecht

<sup>26</sup> Vgl. Volker Jakob, Fotografie in Westfalen: Das 19. Jahrhundert, in: Westfälische Forschungen. Zeitschrift des LWL-Instituts für westfälische Regionalgeschichte 58 (2008), S. 107–121.



*Abb. 12:  
Christoph Bernhard Schlüter (1801–1884),  
Fotografie auf Papier von Friedrich Hundt,  
wohl um 1870, Privatbesitz*

gemacht hatte: Man wurde so realistisch festgehalten, wie man es zuvor nicht für möglich gehalten hatte; man brachte sich so ins Bild, wie man sich selbst sehen wollte und wie die anderen einen sehen sollten. Umso erstaunlicher mutet es bei dieser Intention an, dass nicht wenige Daguerreotypien nicht zu identifizieren sind. Eine Ursache mag sein, dass sie für die Aufgenommenen und ihr persönliches Umfeld angefertigt wurden und eine Beschriftung daher überflüssig erschien. Das gilt wohl auch für die Masse der Fotografien, die seit etwa 1860 in dem neuen Negativ-Positiv-Verfahren entstanden, das letztlich bis vor gut einem Jahrzehnt, als sich die digitale Fotografie durchsetzte, das gängige fotografische Verfahren blieb. Fast bis zum heutigen Tag hat sich dabei für die Porträtfotografie nicht sehr viel geändert: Für professionelle Aufnahmen – man denke an Hochzeiten, runde Jubiläen oder Bewerbungsfotos – wandte man sich an einen erfahrenen Fotografen. Die Aufnahmen wurden häufig in ein Album eingeklebt und beschriftet. Nicht selten landeten dann einige Generationen später – wenn die persönliche Bindung nicht mehr bestand – die Fotoalben entweder in Müllcontainern oder beim Trödler. Im letzteren Fall wurden die Aufnahmen aus den Alben herausgenommen, und damit brach die Verbindung zwischen Person und Abbild, zwischen Biographie und Porträt in den meisten Fällen ab. Auf nahezu jedem Flohmarkt finden sich heute Grabbelkisten mit Fotografien aus dem 19. und 20. Jahrhundert. Aus ihnen stammt diese kleine Auswahl von Hundt-Aufnahmen. (Abb. 11) Darunter befand sich auch dieses äußerst seltene Porträt von Christoph Bernhard Schlüter (1801–1884), dem Entdecker



Abb. 13: Demonstration mit Jürgen W. Möllemann, Foto von Willi Hänscheid, 1968, Stadtmuseum Münster, Slg. Hänscheid

und Privatlehrer der Annette von Droste-Hülshoff.<sup>27</sup> (Abb. 12) Bekannt war von ihm bislang nur ein Ölgemälde. Auf der Hundt-Fotografie ist er mit seiner Schwester zu sehen, die den blinden Schlüter stets begleitete. Man muss indes davon ausgehen, dass ein großer Teil der Privatfotos dieser Zeit aus dem Zusammenhang gerissen oder häufig sogar vernichtet wurde.

In den meisten historischen Museen wird der Bestand der Fotografien derjenige sein, der am stärksten wächst. Aus Privatbesitz gelangen Nachlässe an die Museen, in denen sich auch zahlreiche Fotografien befinden. Der Bestand von mehreren hunderttausend Negativen und Abzügen im Stadtmuseum Münster ist vor allem auf die Nachlässe von professionellen Fotografen zurückzuführen, die für münsterische Tageszeitungen tätig waren. Von Willi Hänscheid, der seit den frühen 1950er Jahren bis 1984 als Fotojournalist in Münster arbeitete, befinden sich rund 300.000

27 Den Hinweis auf diese Fotografie verdanke ich Dr. Bernd Thier. Zu Christoph Bernhard Schlüter vgl. Lexikon Westfälischer Autorinnen und Autoren 1750 bis 1950 unter [http://www.lwl.org/literaturkommission/alex/index.php?id=00000003&letter=S&layout=2&author\\_id=00000465](http://www.lwl.org/literaturkommission/alex/index.php?id=00000003&letter=S&layout=2&author_id=00000465) [Stand 9.4.2011]





Abb. 14:  
Jürgen W. Möllemann (wie Abb. 13), Detail

Negative und Abzüge im Stadtmuseum Münster.<sup>28</sup> Die erschlagende Fülle des Materials macht eine Identifizierung der auf den Fotos dargestellten Personen im Einzelnen kaum möglich. Hänscheid hat – nicht unbedingt typisch für einen Pressefotografen – eine Kartei und ein Namensbuch geführt, die zwar keineswegs vollständig und umfassend sind, immerhin aber wertvolle Hinweise liefern können. Darin finden sich nahezu alle Namen der Personen, die damals in Münsters Gesellschaft eine mehr oder weniger wichtige Rolle gespielt haben. Hier finden sich die führenden Köpfe der Politik, Verwaltung und Gesellschaft. Interessanter scheinen indes die Aufnahmen, die Personen oder Personengruppen bei bestimmten Ereignissen festhalten. Dass solche Aufnahmen auch interessante Fakten zu Biographien liefern können, zeigt folgendes Beispiel (Abb. 13):

Das Foto zeigt im Januar 1968 eine studentische Protestinszenierung an der münsterischen pädagogischen Hochschule. Die zwei Studenten vorne sind ganz in Schwarz gekleidet. Ihre Namen sind weder in Hänscheids Unterlagen noch in der damaligen Zeitungsberichterstattung erwähnt. Gleichwohl erkennt man bei genauem Hinschauen und Vergleichen mit anderen zeitgleich oder wenig später entstandenen Fotos, dass es sich eindeutig um ein Porträt von Jürgen W. Möllemann handelt, der damals Vorsitzender des Asta an der münsterischen Pädagogischen

28 Vgl. hierzu Axel Schollmeier, Der Pressefotograf Willi Hänscheid und sein Archiv, in: Bernd Haunfelder/Axel Schollmeier, Die fetten Jahre. Münster 1957 bis 1968 in Fotos von Willi Hänscheid, Münster 2004, S. 17–21.



Hochschule I war. (Abb. 14) Die Demonstration richtete sich gegen den Neubau der evangelischen und forderte stattdessen eine überkonfessionelle PH.

Die schiere Fülle des Materials von Zeitungsfotografen verhindert die Identifizierung der einzelnen Personen auf jedem Foto. Zudem erscheint es auch fraglich, ob der erforderliche hohe Zeitaufwand lohnt, obwohl in einzelnen Fällen sicherlich aufschlussreiche biographische Informationen erzielt werden könnten.

Mit Einführung der Digitalkamera bei Zeitungsfotografen hat sich das Festhalten wesentlicher Aufnahmedaten wie Datum und Uhrzeit vereinfacht, die enorme Zunahme der aufgenommenen Bilder wird jedoch die Bestimmung von thematischem Zusammenhang und festgehaltenen Personen sicherlich erschweren. Neben der Archivierung wartet hier auf zukünftige Historiker, Museumsleute und Archivare eine hinsichtlich des erforderlichen Zeitaufwandes kaum vorstellbare Aufgabe. Wenn man sie nicht rechtzeitig und noch zu Lebzeiten von Zeitzeugen angeht, steht zu befürchten, dass ein erheblicher Teil der Informationen zu diesen Fotos verloren geht.

Als Fazit bleibt zu ziehen: Damit Gemälde, Grafik und Fotografie gesicherte biographische Erkenntnisse über die dargestellten Personen und den historischen Kontext liefern können, muss der Zusammenhang zwischen Abbildung und wiedergegebener Person so früh und so sicher wie möglich dokumentiert werden. Die erstaunlich hohe Zahl an Gemälden mit einem „portrait of an unknown gentleman“ bleibt ohne Identifizierung des Dargestellten als biographische Quelle wertlos. In ungleich größerem Ausmaß gilt das für unbezeichnete Fotoporträts, und es steht zu befürchten, dass mit der Digitalfotografie die Zahl der namenlosen Köpfe ins schier Unendliche wächst.

Der Kunsthistoriker Andreas Beyer stellte in seinem Standardwerk „Das Porträt in der Malerei“ zutreffend fest: „Wenn [...] das Porträt seinen Kontext verliert, es ohne Referenz auf den ehemals Gemeinten auskommen muss, droht es Gesicht und Geschichte gleichermaßen zu verlieren.“<sup>29</sup>

---

<sup>29</sup> Vgl. Beyer, wie Anm. 6, S. 21.



# Splitterfunde und Lebensbilder. Stadt- und regionalgeschichtliche Zugänge zur Biographieforschung

von Dietmar Simon

Lebensgeschichten sind „in“. Das merkt jeder, der eine Buchhandlung betritt auf der Suche nach Neuerscheinungen, die irgendetwas mit Geschichte zu tun haben, das bemerkt man bei Fernsehdokumentationen und beim Blättern in Feuilletons. Überraschend ist das eigentlich nicht, denn Biographien stellen die menschlichste Dimension der Geschichte dar, mit der man sich am leichtesten in Verbindung setzen kann, sei es aus Gründen der Empathie, der Neugier oder des Abscheus. Vergleicht man aber diesen alltäglich erfahrbaren Befund mit der Produktion wissenschaftlicher Geschichtsschreibung, stellt man etwas Merkwürdiges fest. Aufsätze und Monographien, die einen dezidiert biographischen Schwerpunkt haben, sind deutlich in der Minderheit. Recherchiert man beispielsweise im Internetportal „H-Soz-u-Kult“, das an der Humboldt-Universität in Berlin redigiert wird und unter anderem zeit- und raumübergreifend über fachwissenschaftliche Neuerscheinungen informiert, wurden im Jahre 2010 rund 1050 Veröffentlichungen rezensiert. Nur ziemlich genau zehn Prozent davon haben einen Schwerpunkt, der in der Biographie eines Einzelnen oder den Lebensgeschichten einer Gruppe von Menschen liegt, von der Antike bis heute.<sup>1</sup> Dieser Anteil scheint repräsentativ zu sein auch für die regional- und die stadtgeschichtliche Forschung. Eine Durchsicht der letzten zehn Jahrgänge der Zeitschrift „Westfälische Forschungen“<sup>2</sup> kam nämlich auf denselben Wert, und auch „Der Märker“, um ein Beispiel aus einer südwestfälischen Region zu nennen, hat von 2000 an bis heute nur unerheblich stärker biographische Beiträge gebracht, nämlich 15 von 125.<sup>3</sup>

Woran liegt es, dass es dieses Missverhältnis gibt zwischen einem allgemeinen Interesse an Biographien einerseits und biographisch ausgerichteter Geschichtsschreibung andererseits? Über die, wenn man das so sagen will, nationale oder internationale Ebene der Forschung soll das an dieser Stelle nicht weiter reflektiert werden. Hier gilt aber immerhin, dass frühere Vorbehalte gegen das biographi-

---

1 <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen> (Auszählung am 29.01.2011).

2 Vgl. die Inhaltsverzeichnisse der Bände, etwa in <http://www.lwl.org/LWL/Kultur/WIR/Publikationen/WF>.

3 [http://www.maerkischer-kreis.de/kultur/maerker/Inhaltsverzeichnis\\_Maerker\\_Juni\\_2010.pdf](http://www.maerkischer-kreis.de/kultur/maerker/Inhaltsverzeichnis_Maerker_Juni_2010.pdf) [Stand: 21.02.2011].

sche Sujet von der Struktur- oder Sozialgeschichte aus seit schon über zwanzig Jahren als überholt gelten können – was nicht heißt, dass sich jede Historikerin und jeder Historiker mit Lebensgeschichten abgibt. Für die Stadt- und Regionalgeschichtsschreibung aber, für die man diesen Befund ja ebenso festhalten kann, kann man es zugespitzt begründen. Für die sogenannten „großen Männer [und natürlich Frauen] der Geschichte“ gilt, dass sich ihrer diejenigen aus der akademischen Zunft bereits bemächtigt haben, welche die Geschichte der lokalen oder regionalen Zusammenhänge kaum brauchen oder sie ganz am Rande mit berücksichtigen. Über die anderen, die sogenannten „kleinen Leute“ meint man, dass ihre Lebensgeschichten nicht interessant oder relevant genug sind, um nachgezeichnet zu werden. Damit bleibt ein überschaubarer Personenkreis übrig, an den man sich in biographischer Absicht gelegentlich heranmacht: Verwaltungsbeamte, Künstler, Unternehmer. Und die Motive dafür sind häufig nicht so sehr der Wunsch nach zusätzlicher Erkenntnis, sondern Ehrerbietung und Traditionspflege.

Aber stadt- und regionalgeschichtliche Zugänge zur Biographieforschung können mehr sein als Heimatkunde, wie das manchmal etwas despektierlich genannt wird. Zwischen den „großen Männern“ und den „kleinen Leuten“ nämlich gibt es die Ebene derjenigen, die im lokalen und regionalen Raum aktiv waren, aber darüber hinaus wirksam wurden, oft auch diesen Rahmen nur als Herkunftsort oder Zwischenstation in ihrem *Curriculum Vitae* aufführten. Um diese Menschen und ihre Bedeutung genauer kennen zu lernen, ist es unabdingbar, Forschung vor Ort zu leisten, in Stadt- und Landesarchiven, in fast unbekanntem lokalen Druckerzeugnissen und manchmal in den Wohnzimmern von Zeitzeugen. Selbstverständlich hat sich die biographische Arbeit dabei nicht nur an den wissenschaftlichen Standards zu orientieren, sondern sie kann auch nur dann das Kriterium der Relevanz erfüllen, wenn nicht nur eine Kenntnis lokaler Zusammenhänge gegeben ist, sondern die Möglichkeit einer Einbettung in überörtliche Zusammenhänge.<sup>4</sup>

Zeigen lässt sich das an einigen Beispielen aus der Geschichte der Region des märkischen Sauerlandes.<sup>5</sup> Um es noch stärker zu konzentrieren: Es handelt sich um Personen aus der Geschichte der Stadt Lüdenscheid, die belegen, dass Stadtgeschichte

4 Hinzuweisen ist in diesem Zusammenhang auf so unterschiedliche Referenzwerke wie die umfangreiche Sammlung von Christian Klein (Hrsg.), *Handbuch Biographie. Methoden – Traditionen – Theorien*, Stuttgart 2009, und den prägnanten Abriss von Volker Ullrich, *Die schwierige Königsdisziplin*, in: ders., *Das erhabene Ungeheuer. Napoleon und andere historische Reportagen*, München 2008, S. 159–167.

5 Vgl. hierzu schon Dietmar Simon, *Lebenswege zwischen Provinz und Metropole. Biographische Entdeckungen in der Lüdenscheider Stadtgeschichte des 20. Jahrhunderts*. In: *Der Reidemeister. Geschichtsblätter für Lüdenscheid Stadt und Land*, Nr. 172, 08.11.2007, S. 1399–1401 (digital unter <http://www.ghv-luedenscheid.de/index1.htm>).



*Lüdenscheid um 1929*

nichts nach außen Abgegrenztes ist, sondern ein wichtiger Bezugsraum der deutschen Geschichte insgesamt. Exemplarisch sollen hier zwei Männer in den Fokus gestellt werden. Zum einen geht es um Werner Kowalski, einen kommunistischen Parteifunktionär, zum anderen um Artur Schweriner, einen jüdischen Journalisten. Über Ersteren erschien vor einigen Jahren eine Biographie, die im Jahre 2009 mit geringen Korrekturen noch einmal nachgedruckt wurde.<sup>6</sup> Über den Letztgenannten gibt es seit geraumer Zeit ein gemeinschaftliches, noch nicht abgeschlossenes Forschungsprojekt.<sup>7</sup>

Über Werner Kowalski gab es aus lokalgeschichtlicher Perspektive erste Entdeckungen vor gut zwanzig Jahren in Archivmaterialien. Damals begannen Forschungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung in Lüdenscheid.<sup>8</sup> Bei den Recherchen fiel ein bislang unbekannter Stadtverordneter der KPD auf, der in der Zeit der nationalsozialistischen Diktatur aus der Stadt verschwunden war und während des Zweiten Weltkrieges in Frankreich erschossen wurde. Es zeichnete sich ab, dass sich hier

<sup>6</sup> Dietmar Simon, Deckname Dobler. Das Leben des Werner Kowalski (1901–1943), Münster 2004 (2. Auflage 2009).

<sup>7</sup> Vgl. Jürgen Hartmann/Dietmar Simon, Artur Schweriner (1882–1941) – eine Projektskizze. In: Rosen-land. Zeitschrift für lippische Geschichte, 3 (2006), S. 31–38 (digital unter <http://www.rosenland-lippe.de/rosenland-03.pdf>).

<sup>8</sup> Dietmar Simon, Arbeiterbewegung in der Provinz. Soziale Konflikte und sozialistische Politik in Lüdenscheid im 19. und 20. Jahrhundert, Essen 1995.

eine Lebensgeschichte verbarg, die viel interessanter war, als man ursprünglich vermuten konnte. In der ersten Zeit ergab sich lediglich eine Reihe von Splitterfunden, die relativ weit auseinander liegende Teile eines größeren Mosaiks darstellten. Dazu zählten Einträge in der Altkartei des Einwohnermeldeamtes, sehr wenige Bemerkungen in der lokalen Presse, eine dürre und von Ratlosigkeit zeugende Gestapo-Personalakte im Hauptstaatsarchiv in Düsseldorf, ein mit einem alten, aus den Zeiten der DDR stammenden Sperrvermerk versehenes Redemanuskript von der sogenannten „Brüsseler Konferenz“ der KPD im Jahre 1935 sowie die im Lüdenscheider Stadtarchiv noch unverzeichneten Unterlagen zum Wiedergutmachungsverfahren, das nach 1945 stattfand.

Im Frühjahr 2001 entschloss ich mich dazu, das Kowalski-Projekt noch einmal in Angriff zu nehmen. Ich konnte einen Kontakt herstellen zu seiner damals noch lebenden Tochter, die als Kind zusammen mit ihren Eltern einige Zeit im Exil verbracht hatte, sowie zu einem in Lüdenscheid lebenden Neffen. Auf diese Weise ließen sich erstmals einige Fotografien finden, und der bislang als Phantom erscheinende Mensch bekam endlich ein Gesicht. Als weitere Glücksfälle erwiesen sich Entdeckungen in ausländischen Archiven. Zum einen tauchte im Archiv der KPdSU in Moskau die Personalakte Werner Kowalskis auf. Zum anderen existiert ein Bericht der französischen Polizei in Annecy vom Juli 1943 mit einer detaillierten Schilderung darüber, wie Kowalski zu Tode gekommen war. Der weitere Forschungsweg bestand aus einer Verknüpfung weiterer Archivfunde mit Hinweisen aus unterschiedlichsten Literaturtiteln. Auf diese Weise konnte es gelingen, das Buch „Deckname Dobler“ fertig zu stellen, das 2004 erschien.

Zusammengefasst stellt es sich so dar: Kowalski wurde 1901 in Lüdenscheid geboren. Während des Ersten Weltkrieges absolvierte er eine Ausbildung zum Buchbinder. 1922 trat er in die KPD ein. Die Stadt hatte eine seit etwa 1890 bedeutende sozialdemokratische Tradition und konnte als eine regionale Hochburg der Arbeiterbewegung gelten. Auch die Kommunisten gewannen hier eine beachtliche Anhängerschaft. Bis zum Ende der Weimarer Republik durchlief Kowalski eine beispielhafte Karriere innerhalb seiner Partei. Zunächst war er Funktionär verschiedener Vorfeldorganisationen wie etwa des Jungspartakusbundes und des KJVD, bis er 1929 zum Stadtverordneten gewählt wurde. Neben einer Tätigkeit für die Düsseldorfer Zeitung „Freiheit“ war er auch im gewerkschaftlichen Bereich aktiv. 1931 legte er sein Abgeordnetenmandat nieder, reiste nach Moskau zur Ausbildung an der Militärpolitischen Schule und war anschließend als Instrukteur des Zentralkomitees in Hessen und Bayern tätig. 1933 wurde Kowalski in Lüdenscheid in „Schutzhaft“ genommen und bis Ostern 1934 im KZ Börgermoor im Emsland festgehalten. Nach der Rückkehr in seine Geburtsstadt baute er dort eine kommunistische Wider-



*Werner Kowalski  
in Moskau (1935)*

standsgruppe auf, die als KPD-Unterbezirk Lüdenscheid eine Einheitsfrontpolitik mit Sozialdemokraten verfolgte.

Dem Zugriff durch die Gestapo entzog sich Kowalski im Mai 1935 in letzter Minute durch die Flucht in die Niederlande. Von dort reiste er, zunächst noch protegiert von Walter Ulbricht, im Juli 1935 erneut nach Moskau, wo er im Sommer am VII. Weltkongress der Komintern und im Oktober als Delegierter für das westdeutsche Industriegebiet an der „Brüsseler Konferenz“ der KPD teilnahm und zum Kandidaten für das Zentralkomitee gewählt wurde, dem Ulbricht, Wilhelm Pieck, Herbert Wehner und andere damalige Größen der KPD angehörten. Unmittelbar danach übernahm Kowalski in Amsterdam Koordinationsaufgaben für die Auslandsorganisation der KPD. Er war maßgeblich beteiligt am „Wuppertal-Komitee“, das auf internationaler Ebene Angeklagte und deren Angehörige in den sogenannten Gewerkschaftsprozessen von 1935/36 unterstützte. 1936 zog er nach Brüssel um, wo er die Leitung der „Roten Hilfe“ übernahm.

Während seiner Zeit in Belgien unterhielt Kowalski vielfältige Kontakte zu Emigranten und befreundeten Unterstützern. So war er maßgeblich beteiligt an Sondierungsversuchen zur Zusammenarbeit mit Gegnern des Nationalsozialismus außerhalb der Kommunistischen Partei. Auch nach dem Ende der Volksfrontstrategie der Komintern hielt er an dieser fest. Im Juli 1937 war er an der Gründung der „Deutschen Jugendfront“ in Brüssel beteiligt, zusammen mit Repräsentanten der Bündischen Jugendbewegung. Zum Personenkult um Stalin ging er zunehmend auf Distanz. Im Frühjahr 1938 wurde er wegen „fraktioneller Treibereien und un-

kommunistischen Verhaltens“ aus der KPD ausgeschlossen. Im Juli 1939 folgte die Entziehung der deutschen Staatsbürgerschaft für ihn sowie seine Frau und seine Tochter, die mittlerweile ebenfalls in Brüssel lebten. Kowalski hielt während dieser Zeit Kontakte zu jüdischen Emigranten und zu Vertretern der bündischen Jugend.

Nach dem deutschen Überfall auf Belgien wurde Werner Kowalski im Mai 1940 nach Frankreich abgeschoben, wo er sich zunächst in den Internierungslagern St. Cyprien und Gurs aufhielt. Das Angebot eines befreundeten jüdischen Kaufmannes für ein Schiffsticket in die USA schlug er mit Rücksicht auf seine Familie aus, die von der Gestapo zurück nach Deutschland geschafft worden war. Von 1941 bis Ende 1942 arbeitete Kowalski als *Prestataire* in einem Lager nahe Annecy in den Savoyer Alpen, von wo aus ihm nach der Besetzung Südfrankreichs durch die Deutschen die Flucht gelang. Die Überquerung der Schweizer Grenze misslang, aber er schaffte es, sich einige Monate lang in einem Bergdorf bei französischen Bauern zu verstecken, bis ihn ein SD-Kommando, das dem Leiter der Gestapo in Lyon, Klaus Barbie, unterstand, aufspürte und erschoss.

Während der Arbeit an dieser Biographie wurde zeitgleich an einem biographischen Lexikon deutscher Kommunisten gearbeitet, und zwar von Hermann Weber, Deutschlands führendem Kommunismusforscher, und seinem Mitarbeiter Andreas Herbst.<sup>9</sup> 2003 ergab sich ein eher zufälliger Kontakt, wobei zu erfahren war, dass die Autoren des Handbuches in Sachen Werner Kowalski nicht weiterkamen. Man wusste nichts über ihn, also immerhin über einen, der zwischenzeitig beinahe zum engsten Führungszirkel der KPD gehört hatte. Erklären lässt sich das dadurch, dass nach 1945 im Osten Deutschlands kein Interesse daran bestanden hatte, sich mit der Lebensgeschichte eines Abtrünnigen zu beschäftigen, und im Westen Deutschlands war ein kommunistischer Widerstandskämpfer ebenso eine *persona non grata*. Die einzige Stelle, an der man den Hebel ansetzen konnte, um diese Black Box zu öffnen, befand sich auf der Seite der Stadtgeschichte. Erst von dort aus eröffneten sich eine Perspektive und eine relative Quellendichte, die zur Rekonstruktion dieser Biographie führte.

Dass dies kein Einzelfall ist, soll nun an einem zweiten Beispiel gezeigt werden. Auch hier ist es der stadt- und regionalgeschichtliche Zugang, der die Rekonstruktion des Lebens eines zu Unrecht Vergessenen möglich macht. Drei Monate nach Veröffentlichung von „Deckname Dobler“ schloss der Verfasser durch einen Zufall Bekanntschaft mit Jürgen Hartmann, einem Regionalhistoriker, der bis dahin schon einiges über die politische Geschichte des ehemaligen Fürstentums Lippe in der

---

9 Andreas Herbst/Hermann Weber, Deutsche Kommunisten. Biografisches Handbuch 1918–1945, Berlin 2004 (2., überarb. u. erw. Aufl. 2008).



ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts publiziert hatte.<sup>10</sup> Es gab ein gemeinsames Interesse, nämlich nach Informationen über einen Mann, der für jeweils einige Jahre sowohl in Lippe als auch in Lüdenscheid gelebt und dort an beiden Orten einigen Staub aufgewirbelt hatte. Beide Lebensräume standen scheinbar in keiner Beziehung zueinander. Es war aber rasch festzustellen, dass sich ein viel versprechendes Terrain eröffnete. So lag der Beschluss nahe, gemeinsam eine Biographie über diesen großen Unbekannten namens Artur Schweriner zu verfassen. Das Projekt ist bis heute noch nicht abgeschlossen, denn immer wieder wurden neue Entdeckungen gemacht. Die anfangs lokalgeschichtlichen Ansätze entwickelten sich zu einem Unternehmen, das internationale Dimensionen angenommen hat. Die Autoren korrespondieren mittlerweile mit Archiven und Privatpersonen in ganz Deutschland, in Polen, in den USA, in Israel, in Großbritannien, in den Niederlanden, in Kanada, Frankreich, Italien und in der Schweiz.

Wer war Artur Schweriner? Sein Name taucht bislang in ganz wenigen Werken, eigentlich nur Fußnoten zur deutsch-jüdischen Geschichte zwischen Kaiserreich und NS-Zeit auf. Hinter ihm verbirgt sich aber eine schillernde Persönlichkeit, die zu einem außerordentlich aktiven Gegner des Antisemitismus und der antidemokratischen Gesinnung in Deutschland zwischen den Weltkriegen wurde.

Geboren wurde er 1882 als Kind einer jüdischen Familie in Czarnikau in der Provinz Posen. Das dort vorherrschende orthodoxe Milieu behagte ihm nicht, und ein liberaler Rabbi eröffnete ihm die Möglichkeit zu einer breiten Bildung und Ausbildung. Wie viele seiner jüdischen Mitbürger verließ auch Artur Schweriner seine Heimatstadt und zog nach Westen. In seinem Fall war das Berlin. Im Fall seines Bruders Oskar war das schon ein paar Jahre zuvor Amerika gewesen. Oskar Theodor Schweriner hatte in New York eine journalistische Karriere begonnen und wurde zum Vorbild seines Bruders, der sich in Berlin zum Lehrer für jüdische Volksschulen ausbilden ließ. In dieser Funktion kam er 1903 ins lippische Bad Salzuflen, wo er aber neben seiner beruflichen Tätigkeit rasch ans Schreiben kam. In der örtlichen Presse mischte er sich ins politische Leben ein und geriet dabei zwischen die etablierten Parteigruppierungen. Besonders wichtig wurde für ihn der Kontakt zu dem freisinnigen Politiker Adolf Neumann-Hofer.<sup>11</sup> 1906 kehrte Schweriner nach Berlin zurück, gab das Lehrerdasein auf und begann journalistisch als Reichstagskorrespondent zu arbeiten, ähnlich wie sein Bruder Oskar, der mittlerweile aus den USA

---

10 Vgl. etwa Jürgen Hartmann, *Völkische Bewegung und Nationalsozialismus in Lippe bis 1925*. Ein Beitrag zur Entwicklung und Frühzeit der NSDAP. In: *Lippische Mitteilungen aus Geschichte und Landeskunde*, 60 (1991), S. 149–198.

11 Jürgen Hartmann, „Jude sein heißt Kämpfer sein“. *Der Journalist Artur Schweriner (1882–1941)*. In: *Heimatland Lippe*, 2 (2009), S. 36–37.

zurückgekehrt war und nun für die „Vossische Zeitung“ und andere Blätter arbeitete sowie nebenbei etliche Romane schrieb, die heutzutage allesamt vergessen sind.

In den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg befuhr Artur Schweriner zwei politische Gleise. In Berlin, im Fürstentum Lippe und an anderen Orten bekämpfte er als ebenso frecher wie mutiger Versammlungsredner die antisemitische Bewegung. In Lüdenscheid, wohin er 1912 auf der Suche nach einer neuen Arbeitsstelle kam, schwang er sich zum Vorkämpfer des freisinnigen Liberalismus auf, ohne in seiner Umgebung besonders als Jude aufzufallen. Hier, im märkischen Sauerland, wurde er Chefredakteur und bald auch Eigentümer des „Lüdenscheider Tageblattes“, das heute nur noch fragmentarisch überliefert ist. Als gerade einmal dreißigjähriger Mann drängelte er sich in die Reihen der lokalen Honoratioren und teilte in seinen politischen Kommentaren und Auftritten gegen Konservative, Katholiken und besonders gegen die Sozialdemokraten aus. Mit dem Beginn des Ersten Weltkrieges revolutionierte er die örtliche Presselandschaft. Mit den „Lüdenscheider Zeitbildern“ schuf er nach großstädtischem Vorbild ein Periodikum, welches es in der Provinz bis dahin nicht gegeben hatte. Anhand zahlreicher Fotografien und vielgestaltiger Texte sollten die örtliche Bevölkerung und die Lüdenscheider Soldaten über das Weltkriegsgeschehen informiert werden – freilich im Rahmen dessen, was die Zensur erlaubte. Schweriners Selbstverständnis als jüdischer Deutscher wurde gleichwohl seit der Mitte des Krieges schwer erschüttert, als er sich nun auch im Sauerland antisemitischen Tendenzen ausgesetzt sah. Sein journalistisches Unternehmen scheiterte ebenso wie der Neuanlauf nach dem Krieg. So verließ er die Stadt Lüdenscheid im Jahre 1920 und kehrte in die Reichshauptstadt Berlin zurück.

Dort wurde er in den Jahren der Weimarer Republik zu einem der umtriebigsten Kämpfer gegen die völkische Bewegung und den aufkommenden Nationalsozialismus. Dass er dabei erfolglos blieb, weiß man, auch ohne ihn zu kennen. Er selber schien dies bereits geahnt zu haben, als er 1925 einer Sammlung seiner autobiographischen Texte den Titel „Ein verpfushtes Leben?“ gab<sup>12</sup>. Dennoch ist es beeindruckend zu verfolgen, wie Artur Schweriner als Funktionär des „Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens“ und als Redakteur ihrer wöchentlich erscheinenden „CV-Zeitung“ ständig auf Reisen war, als Redner auf Kundgebungen auftrat und in Artikeln und Broschüren seine Gegner attackierte. Im Gegensatz zur Vorkriegszeit stand er nun auch auf der Seite der SPD, was sonst nur für eine Minderheit seiner Mitstreiter im CV galt. 1929, als der Kampf zwischen den Demokraten und der radikalen Rechten voll entbrannte, gründete Schweriner

---

12 Artur Schweriner, Ein verpfushtes Leben? Heiteres aus dem Tagebuch eines Unentwegten, Berlin 1925.



*Artur Schweriner  
in New York (1933)*

die Zeitschrift „Alarm“ mit dem Untertitel „Kampfblatt gegen Volksbetrug und Volksverhetzung“, ein Gegenstück zu Goebbels' Propagandaorgan „Der Angriff“. Als er gerade mit dem Aufbau eines Landesverbandes Mitteldeutschland des CV beschäftigt war, kam Hitler an die Macht, und Schweriner musste Hals über Kopf Deutschland verlassen.

Auf dem Umweg über Italien gelangte er im Herbst 1933 nach New York, die Stadt, in die schon Jahrzehnte zuvor manche seiner Familienangehörigen ausgewandert waren. Wie andere Emigranten auch schien er sich zunächst auf einen Zwischenaufenthalt eingerichtet zu haben, doch nach wenigen Monaten stand fest, dass er zu einem Dauergast in den USA wurde, ebenso wie zahllose andere deutsche Emigranten. Auch seine Frau siedelte im Sommer 1934 hierhin über. Im deutschen Viertel New Yorks richtete sich Artur Schweriner ein und wurde zum Mitarbeiter der „Neuen Volks-Zeitung“, für die er regelmäßig politische Kolumnen und satirische Glossen schrieb, oft auch unter einem Pseudonym. Gleichermäßen wandte er seine Aufmerksamkeit unverwandt den Geschehnissen in Deutschland zu wie den deutsch-amerikanischen Nazis, die in verschiedenen Orten der USA im Untergrund und offen tätig waren und gleichwohl heutzutage weithin unbekannt sind. Als er 1941 drauf und dran war, in Florida eine neue eigene Zeitung zu gründen, starb Artur Schweriner unerwartet während einer Operation. Das geschah, kurz nachdem er die amerikanische Staatsbürgerschaft erhalten hatte, und nur fünf Wochen vor dem Kriegseintritt der USA.

Die über mehrere Länder und Kontinente verstreuten Splitterfunde fügen sich zu einem großen Bild zusammen, oft aus lokalen Fundstellen. Dies wäre nicht möglich gewesen, wenn zwei einander bis dahin unbekannte Historiker nicht vor Jahren schon in Südwestfalen und Lippe Stadt- und Regionalgeschichte betrieben hätten und dabei auf diese Person gestoßen wären, von der ursprünglich nicht absehbar war, was hinter ihr steckte. Man kann davon ausgehen, dass eine Erforschung von der anderen Seite aus, also ‚von oben‘, niemals diese Tiefenschärfe und Breite erreicht hätte.

Die beiden bis hierhin skizzierten Lebensläufe sind sehr unterschiedlich. Es ist zumindest denkbar, dass sich Werner Kowalski und Artur Schweriner im Jahre 1919 auf der Lüdenscheider Wilhelmstraße begegnet sind. Trotzdem repräsentieren ihre beiden Biographien recht verschiedene Problemfelder der deutschen Geschichte im 20. Jahrhundert, auch wenn sie die Gegenwehr gegen den Nationalsozialismus verbindet. Ihre Lebenswege haben nur teilweise etwas mit Stadt- und Regionalgeschichte zu tun. Aber ohne den Zugang von dort aus würden sie sich der Nachwelt überhaupt nicht erschließen.

Dass es sich dabei nicht um zwei völlige Ausnahmen handelt, mag ein kurzer Blick auf zwei weitere Lüdenscheider beweisen, die abschließend kurz vorgestellt werden sollen. Auch dabei handelt es sich um historische Persönlichkeiten, die man bislang kaum kennt, deren Biographien aber ergiebige Forschungsfelder sein dürften.

Zu nennen ist als Erstes der Rechtsanwalt und linksliberale Politiker Julius Lenzmann, der von 1843 bis 1906 lebte.<sup>13</sup> Er stammte aus Hagen, verbrachte aber einen Großteil seines Lebens in Lüdenscheid, wo er als Schwager des Industriellen und Luftschiffpioniers Carl Berg wohnte, den man übrigens ebenso als überregional wichtiges Beispiel für einen Mann nennen kann, der sich nur aus der lokalen Perspektive richtig erfassen lässt.<sup>14</sup> Lenzmann gründete in Lüdenscheid den Wahlverein der Fortschrittlichen Volkspartei und wurde in Südwestfalen neben Eugen Richter aus Hagen zu einer Galionsfigur der bürgerlichen Demokratiebewegung. Von 1881 bis zu seinem Tode war er mit einer kurzen Unterbrechung Mitglied des Deutschen Reichstages und dort in vielen rechtsstaatlichen Angelegenheiten engagiert. Sein Versuch, mit einer Partei namens „Demokratische Vereinigung“ das politische System des Kaiserreiches umzukrempeln, scheiterte zwar kläglich. Trotzdem verkörperte Julius Lenzmann so sehr wie wenige andere Politiker seiner Zeit den Aufbruch in

13 Dietmar Simon, Ein fast vergessener Demokrat. Der Liberale Julius Lenzmann, in: Geschichts- und Heimatverein Lüdenscheid e. V. (Hrsg.), Lüdenscheid – Stadt auf der Höhe. Festschrift zum Kreisheimattag 2009 des Heimatbundes Märkischer Kreis in Lüdenscheid, Lüdenscheid 2009, S. 129–132.

14 Eckhard Trox, Der Traum vom Fliegen. Carl Berg und die Luftschiffidee von Lüdenscheid bis Lakehurst, Lüdenscheid 2000.

die Moderne, mit Charisma und Weitblick. In der Forschung bleibt er indessen bis heute praktisch unbeachtet.

Dasselbe gilt für Siegmund Crummenerl, einen sozialdemokratischen Politiker, der die Hälfte seines Lebens in Lüdenscheid verbrachte und später als Vorstandsmitglied der SPD nicht nur die Endphase der Weimarer Republik, sondern vor allem die Zeit der Emigration nach 1933 miterlebte und mitgestaltete. Crummenerl, der 1892 in Lüdenscheid geboren wurde, war jahrelang Ortsvorsitzender der dortigen SPD und stieg später zum Parteisekretär und dann zum Hauptkassierer auf. In Prag und Paris war er Mitglied des Exilvorstandes der Sopade und arbeitete dort am Konzept der Volksfront und an Planungen für die Zeit nach Hitler mit. Sein früher Tod im Jahre 1940, kurz vor dem Einmarsch der Deutschen in Paris, verhinderte, dass ihm eine weitere maßgebliche Rolle zukam, wie sie etwa Erich Ollenhauer gespielt hat. So wie Lenzmann ist auch Siegmund Crummenerl bis heute ein Stiefkind der Geschichtsschreibung geblieben. Will man sich ihm nähern, so gelingt auch das nur dann, wenn man sich auf die lokalen Zusammenhänge seiner ersten Lebensjahrzehnte einlässt.

Abschließend ist festzuhalten: Es lohnt sich, Splitterfunde für Lebensgeschichten im lokalen Raum zu nutzen, um Lücken der Forschung zu schließen. Keiner der Menschen, um die es an dieser Stelle ging, lässt sich in den einschlägigen Nachschlagewerken wiederfinden, nicht in der „Neuen Deutschen Biographie“, geschweige denn im „Brockhaus“. Immerhin findet man bei „Wikipedia“ inzwischen kurze Artikel zu den genannten Personen.

Im Hinblick auf die Erschließungsmöglichkeiten ist zu sagen, dass drei Faktoren für die Arbeit an Biographien wie den hier vorgestellten unerlässlich sind: Helfer, etwa Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von Archiven, Geduld und glückliche Zufälle. Lokale Archivbestände müssen zugänglich sein und erschlossen werden. Das beginnt mit einer möglichst genauen Verzeichnung, unterstützt durch laufend aktualisierte bibliographische Suchmittel. Archive müssen sich auch um Nachlässe und ähnliches kümmern können und miteinander vernetzt sein. Quellen sind in großer Breite zu sichern. Zu denken ist etwa an eine flächendeckende Digitalisierung historischer lokaler Presseerzeugnisse, die ganz entscheidend sind für eine stadt- und regionalgeschichtliche Forschung. Warum soll man nicht an etwas denken, das etwa vergleichbar wäre mit dem Projekt „Compact Memory“<sup>15</sup>, mit dem zahllose deutsch-jüdische Periodika ins Internet gestellt werden konnten (und ohne das die Schweriner-Biographie viel schwieriger zu realisieren wäre)?

---

15 Vgl. Hans-Otto Horch, Compact Memory. Ein DFG-Projekt zur retrospektiven Digitalisierung jüdischer Periodika im deutschsprachigen Raum, in: Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie, 53 (2006), S. 177–180.

Und schließlich ist auch eine angemessene Dokumentation und Publikationsmöglichkeit biographischer Arbeit unumgänglich. Hierbei kommt Institutionen auf regionaler und lokaler Ebene ein besonderer Stellenwert zu, vom Landschaftsverband bis hin zu örtlichen Geschichtsvereinen. Sie bedürfen einer Unterstützung der öffentlichen Hand, des haupt- und ehrenamtlichen Einsatzes und eines breiten Bewusstseins für die Sinnhaftigkeit geisteswissenschaftlicher Arbeit. Auch dafür kann eine in lokalen Räumen verankerte Biographik hilfreich sein.

# Operative Lyrik als biographische Quelle in Lokalzeitungen der NS-Zeit

von Walter Wehner

## Vorbemerkungen

Erstens: Es geht nicht um Textanalysen, die biographische Fakten aus dem Leben des Autors an Hand seiner Liebesgedichte schlussfolgern, nicht um den Nachweis, der Dichter müsse sich aufgrund der Detailtreue in seinen Heimatgedichten tatsächlich vor Ort befunden haben. Es geht um das bewusste Zeichensetzen, die öffentliche Botschaft, die uns natürlich auch etwas über den Boten mitteilt. Wobei der Bote nicht nur der Verfasser des Textes ist, sondern auch das Verbreitungsmedium und sein Produzent. In unserem Fall der Iserlohner Kreisanzeiger (IKZ), ihr Herausgeber und Chefredakteur.

Zweitens: Lyrik, so lehrt uns das Standardwerk von Gero von Wilpert, ist die „*unmittelbare Gestaltung innerseelischer Vorgänge im Dichter, die durch gemüthafte Weltbegegnung entsteht*“... „*und sich dem Aufnehmenden durch einführendes Mitschwingen erschließt*“.<sup>1</sup> Erst im Nachklapp zu dieser favorisierten Erlebnislyrik findet sich dann ein knapper Hinweis auf die Möglichkeit einer anderen Lyrik, „*Zynismus und Tendenz bei Heine*“ sowie „*neue Klänge der Arbeiterdichtung*“ (ohne Beispielsnennung). Die Kommentierung spricht für sich selbst und die Geschichte der Germanistik.

Drittens: Die Geschichte der politischen Dichtung ist ebenso alt wie die von Wilpert hervorgehobene Erlebnis- und Stimmungsllyrik. Sie reicht mindestens von Walter von der Vogelweide bis in unsere Tage. Wobei politische Lyrik in einem engeren Sinne als sich bewusst und konkret politisch äußernde Textform verstanden wird. Für die weitere Diskussion erscheint mir der Begriff der operativen Lyrik am brauchbarsten. Er unterscheidet nicht zwischen gesellschaftskritischer und staatskonformer politischer Dichtung.

Viertens: Politisch in einem allgemeinen Sinne war aufgrund ihrer Instrumentalisierung, ihrer Umdeutung der Realität, ihres Verschweigens von Wirklichkeit die gesamte literarische Produktion der NS-Zeit. „*Man sollte*“ – so der Germanist Uwe K. Ketelsen – „*davon ausgehen, dass die gesamte lyrische Produktion in Deutschland zwischen 1933 und 1945 politisch war.*“<sup>2</sup> Operativ war der Teilbereich, der in Form

1 Gero von Wilpert, Sachwörterbuch der Literatur. 4. Aufl., Stuttgart, 1964, S. 399.

2 Uwe K. Ketelsen, Nationalsozialismus und Drittes Reich, in: Geschichte der politischen Lyrik in Deutschland. Hrsg. v. Walter Hinderer, Stuttgart 1978. S. 292.

und Inhalt auf die Aktivierung der Leser setzte. Diese Texte waren handlungsorientiert, zielten auf Zustimmung, sollten Gemeinschaftsgefühle erzeugen. Besonders hervorzuheben, sind während der NS-Zeit dabei die von der damaligen Literaturgeschichtsschreibung und der Publizistik protegierte Gruppe der „Jungen Garde“ und die umworbenen „Arbeiterdichter“.

Fünftens: Die operative Lyrik steht auch mit ihrer Blut-und-Boden-Thematik, ihren chauvinistischen Kriegsgesängen in einer umfangreichen Tradition, an der auch zahlreiche Dichterinnen mitwirkten. *„Neben den evangelischen Pastören hat es im Kriege noch eine Menschengattung gegeben, die gar nicht genug Blut saufen konnte: das war eine bestimmte Schicht, ein bestimmter Typus der deutschen Frau.“*<sup>3</sup>

Zu diesen Weltkriegslyrikerinnen zählt Ina Seidel, Autorin des viel gelesenen Romans *„Das Wunschkind“*, die es in der NS-Zeit zum Spottname *„Das Glückwuschkind“* brachte, weil sie in zahlreichen Texten dem neuen Staat und seinen Führern literarische Glückwünsche darbrachte. Sie ist beileibe kein Einzel- sondern ein Massenphänomen wie die Publizistin Hiltrud Häntzschel feststellt: *„In eine gigantische literarische Produktion wurde diese kollektive Obsession (das Schreiben von Kriegslyrik) umgesetzt: Überfordert von der täglichen Flut von 50.000 Gedichtzuschriften in den Zeitungsredaktionen, baten die Münchener Neuesten Nachrichten im Frühjahr 1915 von weiteren Einsendung von Kriegsgedichten abzusehen.“*<sup>4</sup>

Diese Massenproduktion wird sich im II. Weltkrieg wiederholen. Ina Seidel wird dabei erneut in vorderster Reihe an der Heimatfront mitdichten:

*Wieder wie vor fünfundzwanzig Jahren,  
Deutschland, Mutter, stehst du an den Straßen  
an der Söhne harten Männerstraßen,  
die erdröhnen unter ihren Scharen.  
Wie von je der Mütter Herzen taten,  
widerhallst du, Mutter, von den Stimmen,  
von dem Erzgesang der Feldsoldaten,  
und mit Flügelbrausen in den Lüften  
folgt dein Herz, o Mutter Deutschland diesen  
unerschütterlich entschlossenen Söhnen  
dorthin, wo Gesang in Feldschlacht mündet,  
dorthin, wo der Schicksalskreis sich ründet,*

3 Kurt Tucholsky, Der Krieg und die deutsche Frau. Zit. nach: Hiltrud Häntzschel, Deutschlands blutige Mütter. Der Krieg und die Schriftstellerinnen. Eine kollektive Obsession, in: Süddeutsche Zeitung, Nr. 220, 23.9.1995.

4 Zit. nach: Häntzschel, Deutschlands blutige Mütter, wie Anm. 3.



*dorthin, wo sie – ihrer Väter Erben –  
dieser Väter Kampf mit jungen Händen  
an sich reißen – wo sie ihn vollenden,  
mit dir, für dich siegen. Oder sterben.*<sup>5</sup>

Aus dem heimatlichen Umkreis stehen Maria Kahle und Josefa Berens-Totenoehl der auch nach 1945 „ausgezeichneten“ Schriftstellerin Ina Seidel in nichts nach.

## **Operative Lyrik im Iserlohner Kreisanzeiger**

Als Grundlage der Untersuchung dienten die Jahrgänge 1936, 1942 bis September 1943 und Ende 1944 bis April 1945 des IKZ, die im Original oder auf Mikrofilm im Stadtarchiv Iserlohn vorhanden sind.

1936 wurde ausgewählt wegen der Olympischen Spiele und des damit verbundenen Strebens nach internationaler Anerkennung, 1942/43 wegen der sich abzeichnenden Kriegswende, dem Untergang der 6. Armee in Stalingrad, 1944/45 wegen der letzten Kriegsmonate, der Kämpfe auf deutschem Territorium.

Die Anzahl fiktionaler Texte übersteigt bei weitem unsere heutigen Lese-Erfahrungen, allein der November 1936 enthält 87 literarische Texte, darunter 28 Gedichte. In den politischen Hauptteil der Zeitung schaffen es im November davon immerhin 3 Gedichte zusammen mit 2 kulturpolitischen Artikeln von Josef Goebbels. Im Lokalteil finden sich 11 Gedichte mit einem größeren Anteil an humorvollen Themen. Der Rest entfällt auf das Feuilleton. Insbesondere die Wochenendausgaben weisen in ihrem mehrseitigen Feuilleton fast die ganz Bandbreite literarischer Möglichkeiten auf: Fortsetzungsromane, Erzählungen, Anekdoten, Sprüche, Gedichte.<sup>6</sup> Für das Jahr 1936 summieren sich diese auf rund 1000 literarische Texte. Sie können probenhalber einen Vergleich mit den jeweiligen aktuellen Novemberausgaben Ihrer Tageszeitung anstellen, um allein den quantitativen Unterschied zu konstatieren.

Der Anteil programmatischer, dezidiert politischer Literatur für diesen Monat liegt bei 19 Texten (ohne die verklärende Heimatdichtung), er beträgt damit rund 21 %.

Er befindet sich so in einer ähnlichen Bandbreite, wie sie der Literaturwissenschaftler Tobias Schneider für die Roman-Bestseller der NS-Zeit feststellte. Josef Goebbels wehrte *„die politischen Bedenken aus dem Amt Rosenberg oder der Parteiamtlichen Prüfungskommission zum Schutze des NS-Schrifttums* (gegen die Un-

<sup>5</sup> Ina Seidel, „An den Straßen“, in: Virtue Ann Frey (Hrsg.), *Tapfere Trauer*. Stuttgart, [1942]. Zit. nach: Häntzschel, *Deutschlands blutige Mütter*, wie Anm. 3.

<sup>6</sup> IKZ, Nr. 120, 23.5.1936, IKZ, Nr. 123, 27.5.1936, IKZ, Nr. 129, 4.6.1936, IKZ, Nr. 143, 20.6.1936, IKZ, Nr. 246, 24.6.1936, IKZ, Nr. 151, 30.6.1936, IKZ, Nr. 296, 21.8.1936, IKZ, Nr. 201, 27.8.1936, IKZ, Nr. 219, 17.9.1936. Alle Exemplare im Stadtarchiv Iserlohn.

terhaltungsliteratur) mit dem Hinweis auf ‚das zu geringe Echo derartiger Bücher im Volke‘ ab. Dagegen fordert der Propagandaminister ‚leichtes, fesselndes Schrifttum, das keinen großen seelischen Aufwand erfordert, sondern unaufdringlich vom Alltag hinwegführt‘.<sup>7</sup> Der Fortsetzungsroman im IKZ während der NS-Zeit wird diesem Anspruch gerecht.

Alle Beispiele – ob operativ oder unterhaltend – belegen keine wirklich genuine faschistische Ästhetik – trotz der von NS-Germanisten wie Hans W. Hagen propagierten „neuen Kulturzeit“, trotz des „Umbruchs“, der „Wende“, der „Kulturrevolution“, trotz des „neuen völkischen Totalitätsanspruches“ in allen Bereichen der künstlerischen Produktion – die „völkische Dichtung“ entwickelt keine eigene Formensprache, sie ist weitgehend eklektizistisch. „Das deutsche Dichtwerk der Gegenwart“ wird von Hagen „nicht mehr danach gewertet, ob es irgendwelche formale Vorzüge habe, ob es zu irgendeiner Stilrichtung gehöre, oder ob es irgendeinen Vorwurf zur Gestaltung aufgreife.“<sup>8</sup> Ihr Wertmaßstab ist der Krieg und seine Verarbeitung in der Literatur. Es geht ausschließlich um sein schicksalhaftes Erlebnis, um Opferbereitschaft, um Führertum und Gefolgschaft, um Volk und Reichsidee, um Arbeit als heroische Tat. Es geht um die bedingungslose Parteinahme für den neuen Staat, seine Repräsentanten und seine Maßnahmen.

Besonders auffällig zeigt dies die Artikelserie „Gestalten der jungen Dichtung“ des NS-Germanisten Hellmuth Langenbuchers im Iserlohner Kreisanzeiger für das Jahr 1936 über neun Lyriker von Herybert Menzel über Baldur von Schirach bis zu Wolfram Brockmeier.

Im November 1936 findet schließlich eine Lesung mit dem NS-Lyriker Wolfram Brockmeier in Iserlohn statt. Der IKZ kündigt sie mit einem Gedichtbeispiel („Not“) am 11.11.1936 an und würdigt den Auftritt drei Tage später mit einem glorifizierenden Artikel: „Künder des ewigen Deutschland: Wolfram Brockmeier las aus seinen Werken“.<sup>9</sup>

Hervorzuheben ist außerdem die lyrische Begleitmusik zu besonderen Fest- und Feiertagen im IKZ von 1936: Machtergreifung, Ostern, Hitlers Geburtstag, Tag der Arbeit, Muttertag, Olympiade, Geburtstag Hermann Löns, Nürnberger Parteitag,

7 Tobias Schneider, Bestseller im Dritten Reich. Ermittlung und Analyse der meistverkauften Romane in Deutschland 1933–1944, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte. 52. Jg., Nr. 1, Jan. 2004, S. 77–97.

8 Hans W. Hagen, „Deutsche Dichtung in der Entscheidung der Gegenwart“. Dortmund, Berlin: Im Volksschaft-Verlag 1938, S. 24, S. 26.

9 IKZ, 23.5.1936b (Herybert Menzel); IKZ, 27.5.1936 (Heinrich Anacker); IKZ, 4.6.1936 (Hans Baumann); IKZ, 20.6.1936 (Heinrich Lersch); IKZ, 24.6.1936 (Rainer Schlösser); IKZ, 30.6.1936 (Baldur von Schirach); IKZ, 21.8.1936 (Eberhard Wolfgang Möller); IKZ, 27.8.1938 (Wilfried Bade); IKZ, 17.9.1936 (Wolfram Brockmeier); IKZ. Nr. 266, 11.11.1936; IKZ, Nr. 269, 14.11.1936.

Erntedankfest, Eröffnung des Winterhilfswerks, Eintopfsonntag, Marsch auf die Feldherrnhalle, Weihnachten, Jahreswende.<sup>10</sup>

Bedeutsam ist auch die Platzierung von Gedichten außerhalb des Feuilletonbereiches, z. B. 1936 allein sechs Mal direkt beim Leitartikel: Richard Euringer, *Dem Führer*; Heinrich Anacker, *Kamerad...*; Erich Lubahn, *Olympische Hymne*; Will Vesper, *Danklied*; Hans H. Seitz, *Der Führer ruft*; Dietrich Eckart, *Deutschland erwache!*<sup>11</sup>

Diese Ergebnisse zeigen sich in etwa gleichen Größenverhältnissen auch für andere Monate und Jahre, wobei mit zunehmender Kriegsdauer bei den nun vermehrt abgedruckten heroischen Kriegsgedichten der zusätzliche Hinweis auf den militärischen Rang der Verfasser auffällt.

Die Gesamtheit der Texte umfasst alle Themenbereiche – Natur, Liebe, Geschichte, Krieg, Politik, Religion – vielfach ins Heroische und in den Bereich der Blut- und Boden-Ideologie verlagert. Insbesondere der religiöse Sprachgebrauch und Bildbereich dienen zur Parallelisierung von christlicher Heilserwartung (Auferstehung/Ostern) und dem Aufstieg der NSDAP und Hitlers messianischer Sendung für das „Neue Deutschland“.

Beachtet werden muss – auch die operativen Gedichte sind natürlich literarische Äußerungen –, dass es sich bei allem Gegenwartsbezug um fiktionale Texte handelt. Aus den Kriegsversen lässt sich kein Schlachtverlauf filtern, aus dem Führergedicht keine Charakterstudie Hitlers gewinnen. „*Wir dürfen*“ – so der Literaturwissenschaftler Günter Scholdt – „*von ihm denn auch keine nennenswerten Auskünfte über Hitlers Person erwarten, sondern lediglich solche über die psychische Verfassung und Bedürfnisstruktur seiner Anhänger.*“<sup>12</sup>

Die operativen Beispiele zielen auf ideologische Unterstützung der Leitartikel, der manipulierten Kriegsberichterstattung, sie unterstützen die Durchhalteparolen des NS-Staates. Sie sind zugleich aber auch Teil der Biographie ihrer Verfasser. Die Entscheidung, sie zu schreiben, sie zu diesem Zeitpunkt und in diesem Umfeld zu

---

10 Machtergreifung, in: IKZ, Nr. 24, 30.1.1936; Ostern, in: IKZ, Nr. 86, 11.4.1936; Hitlers Geburtstag, in: IKZ, Nr. 92, 20.4.1936; Tag der Arbeit, in: IKZ, Nr. 102, 1.5.1936; Muttertag, in: IKZ, Nr. 109, 9.5.1936; Olympiade, in: IKZ, Nr. 179, 1.8.1936; Geburtstag Hermann Löns, in: IKZ, Nr. 203, 29.8.1936; Nürnberger Parteitag, in: IKZ, Nr. 210, 8.9.1936 und IKZ, Nr. 214, 11.9.1936; Erntedankfest, in: IKZ, Nr. 233, 3.10.1936; Eröffnung des Winterhilfswerks, IKZ, Nr. 236, 7.10.1936; Eintopfsonntag, in: IKZ, Nr. 237, 8.10.1936 und IKZ, Nr. 239, 10.10.1936; Marsch auf die Feldherrnhalle, in: IKZ, Nr. 264, 9.11.1936; Weihnachten, in: IKZ, Nr. 302, 24.12.1936 und IKZ, Nr. 303, 28.12.1936; Jahreswende, in: IKZ, Nr. 306, 31.12.1936.

11 IKZ, Nr. 92, 20.4.1936; IKZ, Nr. 102, 1.5.1936; IKZ, Nr. 179; 1.8.1936; IKZ, Nr. 233, 3.10.1936; IKZ, Nr. 236, 7.10.1936; IKZ, Nr. 264, 9.11.1936.

12 Günter Scholdt, *Kassandra war einäugig. Das Hitler-Bild deutschsprachiger Schriftsteller*, in: *Süddeutsche Zeitung*, Nr. 180, 7.8.1993.

veröffentlichen, unterliegt keinem Zwang. Auch ihre Leser begeistern sich freiwillig an dieser Literatur und treffen ihre Kaufentscheidung ohne Repressionen.

Beispielhaft – neben der Veröffentlichung in der Lokalzeitung – sind die zahlreichen Anthologien der NS-Zeit mit Führerporträt, Heil-Hitler-Vorworten und Bekenntnistexten: *Euch grüßt die Heimat. Feldpostausgabe des Sauerländischen Gebirgs-Vereins an seine feldgrauen Mitglieder zu Weihnachten 1940*. Erschienen in Iserlohn im gleichen Jahr. Hier finden sich im Kreis der arrivierten NS-Dichter auch die Iserlohn Autoren: Werner Lürmann, „Unsterbliches Deutschland“ (Gedicht), Wilhelm Uhlmann-Bixterheide, „Vätererde“ (Gedicht), Fritz Kühn, „Die Weihnachtssterne“ (Kriegserzählung), Heinrich Buse, „Out Mouers Braif“ (Dialektgedicht).<sup>13</sup>

Die Reaktionen nach 1945 auf die NS-Zeit, der Umgang mit der eigenen Biographie sind geprägt von massiven Verdrängungen, Leugnungen, Umdeutungen. Schuldbekennnisse, bzw. das Eingeständnis von Fehlverhalten sind rar.

Auffallender sind demgegenüber das fortdauernde Bekenntnis zum NS-Staat und seiner Literatur.

Vor einer wissenschaftlichen Aufarbeitung der NS-Literatur drückte sich die Germanistik jahrzehntelang, waren viele ihrer Vertreter doch selbst erheblich belastet. Auch die Publizistik der Adenauer-Ära lieferte keine nennenswerten Impulse zu einer kritischen Auseinandersetzung. Im Gegenteil – auch hier ist der Mythos der Stunde Null hinreichend widerlegt.

## Wilhelm Iwanski

Das Verhalten des IKZ und der Literaturgeschichtsschreibung möchte ich am Beispiel des Schriftstellers Wilhelm Iwanski aufzeigen. Der Autor veröffentlichte eine Reihe von operativen Texten in seiner Heimatzeitung: *Der Führer* (Gedicht); *Gebet eines Arbeiters* (Gedicht); *Bekanntnis zum Führer* (Gedicht); *Abend in der Ernte* (Gedicht); *Und keinem bleibt sein Opfer heut' erspart* (Gedicht); *Ein Leben ist das andere wert* (Erzählung); *Das Bombenkind* (Erzählung)<sup>14</sup>

*Und keinem bleibt sein Opfer heut' erspart*

*Wir alle wissen, dieser Krieg ist hart.*

*Er wird geführt mit Nerven, Blut und Waffen.*

<sup>13</sup> Euch grüßt die Heimat. Feldpostausgabe des Sauerländischen Gebirgs-Vereins an seine feldgrauen Mitglieder zu Weihnachten 1940. Iserlohn 1940, S. 8, 10, 47–49, 104.

<sup>14</sup> IKZ, 30.1.1942 (Gedenktag von Hitlers Machtergreifung); IKZ, 21.2.1942; IKZ, 20.4.1942 (Hitlers Geburtstag); IKZ, 10.8.1942; IKZ 21.8.1943; IKZ, April 1944; Neue Hohenlimburger Zeitung, 27.1.1945.

*Und keinem bleibt sein Opfer heut' erspart,  
Er mag Soldat sein oder für ihn schaffen.*

*Totaler Einsatz heißt es hier wie dort,  
ob wir die Front, ob wir die Heimat nennen.  
Für Recht und Freiheit aber bleibt das Wort,  
Zu dem wir heut' uns mehr denn je bekennen.*

*Das Schicksal wägt, nun gilt es durch die Tat  
Mit unserm Volke Not und Glück zu teilen.  
Und Wunden, die der Krieg geschlagen hat,  
wird einst das Schicksal, das sie fordert, heilen.<sup>15</sup>*

Der IKZ würdigt seinen „Arbeiter und Dichter“ – so die Überschrift – mit einem Artikel am 4.10.1941: „Eine Dichtung, die nicht nur gedanklich tief und echt ist, sondern in der auch die Sprache meisterliche Form besitzt.“ Auf das Lob folgt eine kurze Biographie des Autors. Die Jahre der Weimarer Republik werden als „seelische und materielle Not der Systemzeit [...] die seine Persönlichkeit zu früher Entwicklung und Reife kommen“ lassen, beschrieben. Dem Artikel schließen sich zwei Gedichte des Autors an.<sup>16</sup>

Zehn Jahre später wird der IKZ am 19.5.1950 diesen Artikel fast wortgetreu wiederholen, allerdings ohne Hinweis auf die bereits früher erfolgte Veröffentlichung. Die textlichen Differenzen sind marginal. Da wohl aus Platzgründen nur ein Gedicht des Autors abgedruckt wird, bedarf es einer kleinen grammatikalischen Korrektur. In der Biographie wird der ehemals konkrete Hinweis auf seine Tätigkeit als „Ab-brenner in der Letmather Firma Schütte & Meyer“ durch eine unbestimmte Formulierung ersetzt: „Kam nach einiger Zeit der Arbeitssuche nach Letmathe, wo er seit Jahren als Arbeiter der Faust tätig ist“. Der NS-Propagandabegriff „Systemzeit“ für das parlamentarische Regierungssystem von 1918 bis 1933 bleibt ohne jegliche Einschränkung erhalten.<sup>17</sup>

1955 erscheint in der „Letmather Heimatschau“ eine Rezension des Gedichtbandes „Unruhig Herz“ vom Herausgeber Otto Lentmann mit dem schon stereotypen biographischen Hinweis auf die zehn Kinder der Eltern. Über die NS-Zeit erfährt der Leser nur den Arbeitsplatzwechsel von 1936 nach Letmathe. Das aktuelle literarische Schaffen scheint zwar eine Vorgeschichte zu besitzen, die allerdings ungeklärt

---

15 IKZ, 21.8.1943.

16 IKZ, 4.10.1941.

17 IKZ, 19.5.1950.

bleibt: „Den Wert und die Schönheit der Arbeit hat Wilhelm Iwanski, der fleißige Werkmann, in zahlreichen Gedichten Ausdruck gegeben. Sie sind innerlich erlebt, mit dem Schweiß der Arbeit getränkt, darum auch so lebensnahe und wahr. Sie sind anschaulich, volkstümlich geschrieben und sprechen das Herz an. Aus den Versen dieser Gedichte leuchtet die hohe Auffassung des Dichters über die Notwendigkeit, den Wert und das Glück der Arbeit, der Hand- und der Kopfarbeit. Keine von beiden allein führt zum Glück und Wohlstand des Volkes. Beide bedingen und fördern einander. Beide zusammen erst führen zur Gemeinschaft.“<sup>18</sup>

Nicht nur die beiden hier eng zusammengedrängten Begriffe „Volk“ und „Gemeinschaft“ erinnern fatal an die propagierte „Volksgemeinschaft“ der NS-Zeit, auch die Gemeinschaft der Hand- und Kopfarbeiter war eine beliebte propagandistische Formel. „Die Idee – so Joseph Wulf in seinen Studien zur Kultur der NS-Zeit – mit der nationalsozialistischen Revolution“ eine Gemeinschaft von „Arbeitern, Bauern, Soldaten und Studenten“ herzustellen, sollte nicht nur abstrakter, romantischen Phantasien entlehnter Gedanken bleiben. Mehr als auf bloße Vortäuschung und Verfälschung von Realität scheint die Verwirklichung von „Gemeinschaft“ im Faschismus auf dem Imaginieren beruht zu haben, was mehr beinhaltet als bloße Illusion. Es scheint etwas erzeugt worden zu sein, worin die Differenz zwischen Realem und Imaginärem verschwimmt.“<sup>19</sup>

1997 findet sich in Hermann Holtmeiers biographischem Iserlohn-Lexikon „Markante Köpfe“ neben dem Hinweis auf die Mitarbeit am IKZ und in den Letmather Nachrichten – ohne Jahreshinweise – eine Formulierung, die den Autor Iwanski in die Nähe oppositioneller Literatur rückt: „Vor dieser Tätigkeit war er bei einer katholischen Zeitung in Wanne-Eickel, die 1934 verboten wurde.“<sup>20</sup> Die Unterdrückung des katholischen Presseorgans dient sichtlich zur Übertragung auf die Haltung des Autors, sie suggeriert dem Leser eine vergleichbare christliche und damit ablehnende Einstellung gegenüber dem NS-System. Das Werkverzeichnis beginnt folgerichtig erst mit dem Jahr 1954.

2002 erscheint dann im renommierten „Westfälischen Autorenlexikon“ erneut ein Eintrag über Wilhelm Iwanski. Die Biographie beschränkt sich auf seine Berufstätigkeiten. Die literarische Biographie beginnt erst 1955. Auch die im Lexikon sonst penibel recherchierten „Unselbständigen Veröffentlichungen“ setzen erst 1966 ein.<sup>21</sup>

18 Otto Leutmann, Rezension des Gedichtbandes „Unruhig Herz“, in: Letmather Heimatschau (1,2/1955), S. 17.

19 Joseph Wulf, Musik im Dritten Reich. Eine Dokumentation, Reinbek 1966, S. 63.

20 Hermann Holtmeier, Markante Köpfe aus dem Märkischen Kreis. Lebensdaten bedeutender Persönlichkeiten aus Iserlohn mit den Stadtteilen Letmathe, Hennen und Sümmern, Iserlohn 1997, S. 58.

21 Westfälischen Autorenlexikon 1900 bis 1945. Hrsg. und bearb. von Walter Gödden und Iris Nölle-Hornkamp, Paderborn 2002. Bd. 4, S. 339.

Fazit: Iwanskis Biographie als Schriftsteller ist für den Informationssuchenden erfolgreich auf die Zeit von 1955 bis 1970 reduziert worden. Der weiteren Rezeption als unbedarfter Heimat- und Arbeiterdichter steht damit nichts im Wege.

Literaturhistorisch genauer betrachtet, ist Iwanski nicht nur im IKZ im Umfeld der anderen Arbeiterdichter wie z. B. Hermann Claudius angesiedelt. Es ist schon auffällig, dass mit ganz wenigen Ausnahmen eigentlich alle Arbeiterdichter sich dem NS-Staat andienten. In ihren während der NS-Zeit geschriebenen Gedichten werden die in der Arbeiterklasse vorhandenen revolutionären Tendenzen aufgegriffen und umgeleitet. Durch das Propagieren von Werkkameradschaft und Volksgemeinschaft, das Heroisieren des Arbeitsprozesses sollen die Klassengegensätze überdeckt und im völkischen Staat als gelöst erscheinen.

So konnte Hermann Claudius nicht nur den bis heute zum sozialdemokratischen Liedgut gehörenden Text „*Wann wir schreiten Seit an Seit*“ verfassen, sondern auch ein Führergedicht: *Deutscher Spruch*, das in seiner „*intellektuellen Schlichtheit*“, so der Germanist Ernst Loewy, „*von keinem Lyriker der NS-Zeit überboten*“<sup>22</sup> wurde:

*Herrgott  
steh dem Führer bei,  
daß sein Werk das deine sei,  
daß dein Werk das seine sei.*

*Herrgott  
steh dem Führer bei!*

*Herrgott  
steh uns allen bei,  
daß sein Werk das unsre sei,  
unser Werk das seine sei.*

*Herrgott  
steh uns allen bei!*<sup>23</sup>

Seiner Nachkriegskarriere haben dieses und weitere Führer-Gedichte nicht geschadet: 1956 Klaus-Groth-Preis, 1958 Ehrenmedaille der Universität Kiel, Lornsenkette vom Bund der Schleswig-Holsteiner, Hermann-Claudius-Schule in Marl, in Wasbeck. Hermann-Claudius-Stube in Grönwohld. Im Bertelsmann Verlag fand der Autor

---

<sup>22</sup> Ernst Loewy, *Literatur unterm Hakenkreuz. Das Dritte Reich und seine Dichtung. Eine Dokumentation*, Frankfurt am Main/Hamburg 1969, S. 262–263.

<sup>23</sup> Will Vesper (Hrsg.), *Die Ernte der Gegenwart*. 3. Aufl., Ebenhausen bei München 1943, S. 384.

nach 1945 wie viele andere NS-Autoren auch schnell wieder eine literarische Heimat: *Nur die Seele. 7 mal 7 deutsche Gedichte* von 1947.

### Walter und Hans Wichelhoven

Wie zu sehen, Wilhelm Iwanski ist nur ein Beispiel für die notwendige Ergänzung bzw. Vervollständigung einer Biographie anhand ihrer „lyrischen“ Veröffentlichungen. Ähnliches gilt für Walter Wichelhoven, dem Herausgeber des IKZ, siehe sein Gedicht „*In dir das Wunder!*“ in der Osterausgabe 1933 mit der Gleichsetzung von christlicher Auferstehung und der soeben erfolgten Machtübernahme Hitlers:

*In dir das Wunder!*

*Wie einst die bange Frage durch die Herzen bebte:  
„Wer wälzt den Stein uns von des Grabes Tür“,  
So ging vor Anbruch dieser neuen österlichen Zeit  
Durch brennend heißen Pulsschlag von Millionen  
Der Schrei nach deutschem Auferstehungswunder!  
Und dieses Wunder kam! – –  
Im Brausen märzlich herber Schicksalslage  
Trug es das Licht des neuen Glaubens  
Beseelt durch weite Lande, Mensch und Erde segnend. – –*

*Allmacht Natur bot ihren heil'gen Schoß der Sonne,  
Empfangend so das neue, vorbestimmte Werde  
Das frühlingskündend alles jetzt umkränzt.*

*Und du, o Mensch, stehst nun inmitten dieses Wunders,  
Das schöpfungsnahe dich umgibt und grüßt,  
Und noch zu keiner Zeit so heilig war und groß,  
So hoffnunggebend und so voller Demut. – –*

*Nun heb auch du die Augen, deutscher Mensch  
Und gib dich preis dem Auferstehungswunder,  
Das mit den Osterglocken seinen Einzug hält.  
Breit deine Arme im Bereitsein und erkenne,  
Daß zur Erfüllung nur gelangen kann  
In dir und in der Erde, die dich trägt  
Das Wunder dieser gottgewollten Ostern,  
Wenn du in allem eins bist mit dem deutschen Geist!<sup>24</sup>*

<sup>24</sup> IKZ, 15.4.1933 (Osterausgabe).



Sein Nachruf vom 23.12.1955 im IKZ blendet die NS-Zeit ebenso aus wie das von den Alliierten verhängte Erscheinungsverbot des IKZ bis 1949 – geschweige denn nennt er die Gründe für diese Maßnahme.<sup>25</sup>

Der IKZ vom 1.7.1942 klärte hingegen die damaligen Leser auf: über das kulturelle Interesse des Herausgebers, die „*Förderung der Kulturschaffenden*“, wie es sich anhand der zahlreichen Gedichte der „Jungen Garde“ im IKZ belegen lässt, über seine Funktionen als Sturmführer im NS-Fliegerkorps und im Stabe der NSFK-Gruppe 10.

Die Westfälische Rundschau vom 3.12.1947 verweist in einem Artikel auf seine Mitgliedschaft in der NSDAP, auf seine antisemitischen Zeitungsartikel wie „*Judas Ischariot*“ (IKZ, 8.5.1943) und auf das von den Verfolgtenverbänden kritisierte Entnazifizierungsverfahren, das nur mit einer Einstufung als Mitläufer endete.<sup>26</sup>

Im IKZ lassen sich überdies zahlreiche Durchhalteartikel finden wie: „*Glaubst du jetzt?*“ (November 1943); „*Weihnacht an der großen Wende der Zeiten*“ (Weihnachten 1943); „*Nun erst recht!*“ (Juli 1944); „*Vergängliche Lügen – Ewige Wahrheiten*“ (Weihnachten 1944)<sup>27</sup>.

Vom ersten Oster-Gedicht-Wunder 1933 bis zur Wunderwaffe im Dezember 1944 ist sich Walther Wichelhoven treu geblieben – nur seine Biographien enthalten davon keine Spur.

Gleiches gilt für den Bruder Hans Wichelhoven, siehe seine Gedichte und Artikel im IKZ: „*Feurio – Deutschland in Not!*“ (1941); „*Kriegsweihnacht 1942*“ ; „*Mein Glaube*“ (August 1944) und sein Nachruf im IKZ vom 2.2.1970.<sup>28</sup>

### *Kriegsweihnacht 1942*

[...]

*Weihnachtszeit – gläubige Zeit!*

*Licht muß werden nach Winterleid;*

*Sieghaft steigt die Sonnenbahn,*

*Schneeglöckchen, Krokus künden sich an –.*

<sup>25</sup> IKZ, 23.12.1955.

<sup>26</sup> Westfälische Rundschau, 3.12.1947; IKZ, 8.5.1943.

<sup>27</sup> IKZ, 10.11.1943; IKZ, 24.12.1943; IKZ, 22.7.1944; IKZ, 23.12.1944.

<sup>28</sup> IKZ, 1941; IKZ, 24.12.1942; IKZ, 16./17.8.1944; IKZ, 2.2.1970.

Doch:

*Dräuend des Krieges Flügel noch rauschen,  
Schattend die Freude zu stillem Glühn;  
Mit den Wolken im fahlen Lichte  
Endlose Züge der Toten ziehn. –*

*Weihnachtszeit – auch eherne Zeit!  
Front und Heimat im Kämpferkleid.  
Arbeit und Kampf ist unser Panier,  
Sieg die Losung, ihr folgen wir!<sup>29</sup>*

### **Alwin Dossmann**

Das Wichelhovenhaus, das Verlagsgebäude des IKZ, erbaute der Iserlohner Architekt Alwin Dossmann. Auch seine Biographie bei Hermann Holtmeier gilt es um einige lyrische Zeugnisse zu ergänzen, z. B. um den Gedichtband „*Der brave Fährmann*“ verlegt in der Verlagsanstalt Wichelhoven 1941. Es beginnt mit dem *Lied vom Fahren-Bataillon* und seinem Refrain:

*Das Leben liebt der Pionier,  
da sind wir alle gleich,  
doch wenn es sein muß, sterben wir  
für Führer und fürs Reich.*

Und endet mit den Versen aus dem *Lied der Pioniere*:

*Und haben wir dereinst den Feind geschlagen  
Und ist der Krieg dann aus,  
Wird unser Führer Adolf Hitler sagen:  
Nun geht fidel nach Haus.<sup>30</sup>*

Gottfried Albert Alwin Dossmann wurde am 1.4.1894 in Wiesenburg geboren und starb am 18.5.1978 in Iserlohn:

Besuch der Volksschule in Wiesenburg, Zerbst und Eilenburg, Gymnasium in Eilenburg. Ab 1913 Architekturstudium an der TH in München, Dipl. Ing. 1914 Kriegsfreiwilliger, 1918–1919 als Offizier zur Bekämpfung der Spartakusaufstände

<sup>29</sup> IKZ, 24.12.1942.

<sup>30</sup> Alwin Dossmann, *Der brave Fährmann und andere Gedichte vom Schwarzen Meer*, Iserlohn: Wichelhoven [1941], S. 6, 92.

in Berlin eingesetzt. 1920 Anhänger des Generals Freiherr von Lützow beim Kapp-Putsch. Ab 1921 Assistent an der TH Berlin. Lebte seit 1924 als Architekt in Iserlohn, Mitglied des Kreisheimatbundes. 1938–1945 erster Vorsitzender des „Kunstvereins Mark“. Im II. Weltkrieg Pionier-Leutnant, Oberleutnant, Hauptmann, Major, Russlandfeldzug.

Erhält 1941 den Dichterpreis der Deutschen Wehrmacht für seinen Gedichtband *„Der brave Fährmann“*, 1941 den Michaelsorden von König Michael von Rumänien für die Verdienste um die deutsch-rumänische Kulturpflege.

1948–1968 erster Vorsitzender der Kreisgruppe Iserlohn des Bundes Deutscher Architekten. 1948–1978 erster Vorsitzender des Literarischen Vereins Iserlohn.

1952–1974 erster Vorsitzender des Haus- und Grundbesitzer-Vereines Iserlohn. 1955–1961 CDU-Ratsherr in Iserlohn.

Erhält 1962 die Ehrenplakette des Sauerländischen Gebirgsvereins.

Am 1.4.1954 beglückwünscht der IKZ den *„Schinkel-Preisträger“* Alwin Dossmann zum 60. Geburtstag, lobt *„seine klare, echt preußische Geistesrichtung“* ... *„die er (auch) mit vielen Gedichten bewies“* und vermeidet jeden Hinweis auf die Zeit von 1933–1945.<sup>31</sup>

Der IKZ vom 19.5.1978 betitelt seinen Nachruf *„Dem Nachwuchs ein Vorbild“* und blendet die NS-Zeit ebenfalls völlig aus.<sup>32</sup>

Zum 100. Geburtstag widmet ihm der IKZ am 31.3.1994 schließlich eine ganze Seite. Hier findet sich zum ersten Mal ein Hinweis auf den Gedichtband *„Der brave Fährmann“*. Walter Henckel, der Artikelschreiber, behauptet: *„Liebe zu fernen Heimat und die Sehnsucht nach Frieden werden deutlich in einem aus diesem Band stammenden, 1942 geschriebenen Gedicht“*. Scheinbar soll durch das gewählte Beispiel *„Kleine Stadt im Sauerland, Dich lieb ich vor andern!“* die politische Brisanz des Bandes entschärft und umgedeutet werden.<sup>33</sup> Allerdings verweist das vorangestellte Grußwort des Bataillons-Kommandeurs auf den Erscheinungstermin Weihnachten 1941, und das *„friedvolle“* Heimatgedicht ist in der mir vorliegenden Ausgabe nicht enthalten. Attestiert werden ihm weiterhin *„Aufrichtigkeit“* und *„kompromißlose Ehrlichkeit“*. Zitiert wird aus seiner Dankesrede zu seinem 80. Geburtstag, die Alwin Dossmann mit dem Heinrich-Heine-Vers *„Ich hatte einst ein schönes Vaterland...“* schmückte.<sup>34</sup> Ersparen Sie mir dazu den Kommentar, mir fällt spontan nur ein: Das hat Heine nicht verdient.

---

31 IKZ, 1.4.1954.

32 IKZ, 19.5.1978.

33 IKZ, 31.3.1994.

34 IKZ, 31.3.1994.

Alle diese Biographien legen es nahe, sich nicht auf die Lexika und die Presse-  
nachrufe zu verlassen. Um sie zu überprüfen und zu ergänzen, lohnt auch ein Blick  
in ihr literarisches Schaffen – und ein Gang in die Zeitungs- und Stadtarchive.

# Pioniere, Trendhopper und Kommerzienräte – Iserlohner Unternehmer im 19. Jahrhundert

von Götz Bettge

## Eine biographische Spurensuche

Ich möchte Sie zur Besichtigung einer gewerblich früh entwickelten Mittelstadt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einladen. Wir werden uns in einem Soziotop besonderer Prägung bewegen. Dabei nähern wir uns einem Personenkreis, der seine literarische Spiegelung in allgemeiner Form in den Darstellungen von Karl Immermann, Heinrich Mann aber auch bei Else Lasker-Schüler und nicht zuletzt bei Theodor Fontane findet. Keine Sorge, ich will damit nicht den Eindruck erwecken, dass die Autorin bzw. die Autoren die Vorlagen für ihre Arbeiten in Iserlohn gefunden haben.

Zunächst werde ich den Rahmen abstecken, in dem sich unsere Personen bewegen, dann den Personenkreis, wie im Titel benannt, vorstellen. Ich werde die Quellen aufführen, die eine Grundlage für meine Überlegungen sind. Diese Ausgangslage wird durch einen festen Zeitraum und einen durch den Beruf klar definierten Personenkreis eingegrenzt. Sie lädt geradezu ein, neben dem Versuch einzelbiographisch vorzugehen – wo es die Stellung der Person und die Quellenlage erforderlich erscheinen lassen – auch andere Betrachtungs- und Darstellungsformen zu versuchen, also entweder Gruppenspezifika herauszuarbeiten oder Vergleiche zu ziehen. Es ist ein Experiment.

Meine Ausführungen schließen zeitlich unmittelbar an die Phase der Frühindustrialisierung in unserem Raum an, also der Zeitspanne von ca. 1780–1850, und enden 1918 mit dem Ende der Monarchie. Dabei handelt es sich um einen Personenkreis, der im Laufe des 19. Jh. weiter unternehmerisch-handelnd tätig war, bzw. ‚neu‘ als Unternehmer hinzu kam.

Bei der Formulierung des Titels zu meinem Beitrag wurde mir klar, dass er Überschneidungen enthält: Pioniere gibt es in beiden Gruppen. Den ‚Aufsteiger‘ – denn darum geht es mir bei dem zweiten Begriff – gibt es natürlich auch unter den Kommerzienräten.

Herangezogen werden lediglich diejenigen Akten, die im Zusammenhang der Verleihung eines Titels, eines Ordens oder Ehrenzeichens angelegt wurden. Auch bei diesem Thema ist die Quellenlage nicht selten mangelhaft, weiße Flecken sind

in Kauf zu nehmen. Gerade das sollte wiederum ein Ansporn sein, Quellen auszuwerten, die bislang in diesem Zusammenhang unbeachtet geblieben sind. Es sollte jedoch in jedem Fall gelingen, in Umrissen ein biographisches Bild zu zeichnen, wenn auch mit gelegentlichen Fragezeichen.

## **Stadt und Bewohner**

Wir betrachten eine Stadt, die in der Mitte des 19. Jahrhunderts ca. 12.000 Einwohner zählte. Bis 1900 stieg diese Zahl auf 27.300. Lassen Sie uns bei dieser Gelegenheit einen Blick auf die konfessionelle Verteilung werfen: 64 % waren evangelisch-lutherischer, 35 % waren römisch-katholischer Konfession und ca. 1 % der Bevölkerung gehörten der jüdischen Minderheit an.

Der erste gedruckte Stadtplan von 1866 vermittelt uns einen Eindruck dieser durch eine früh einsetzende gewerblich-industrielle Entwicklung geprägten Stadt: Noch ist der mittelalterliche Grundriss deutlich zu erkennen, bevor diese Strukturen in den 1960er Jahren durch die Sanierungsmaßnahmen zerstört wurden. Schwarze Einzeichnungen markieren ferner 36 Fabriken im Kernstadtgebiet, eine typische Gemengelage.

Nach Auswertung entsprechender Unterlagen können wir jedoch für das Jahr 1866 von 176 Fabriken oder fabrikähnlichen Produktionsstätten innerhalb des Stadtgebiets ausgehen. Fassen wir diese nach Branchen zusammen, erhalten wir folgendes Bild: Neben der immer noch führenden Nähadelproduktion, der Drahtherstellung und Drahtverarbeitung (den so genannten Panzerwaren), tritt als deutlich expandierender Produktionsbereich die Metallwarenfabrik hinzu (ein Sammelbegriff – hierunter zu verstehen sind geprägte und gegossene Bronze- und Messingartikel wie z. B. Möbel- und Baubeschläge, Dekorationsartikel, Kofferschlösser und -beschläge, Reit- und Fahrgeschirrbeschläge).

## **„Trendhopper“**

Lassen Sie mich mit den „Trendhoppern“ beginnen. Ich meine hier zunächst den bzw. die „Aufsteiger“ aus den sprichwörtlich einfachen, kleinen Verhältnissen. Es waren ortsansässige Arbeiter oder Handwerker, die über eine gewisse fachliche Erfahrung verfügten. Es waren Wagemutige darunter, die überlegten und kalkulierten, und andere, die ganz einfach von günstigen Umständen profitierten. Ein erster Nachweis für den Aufstieg ist die geänderte Berufsbezeichnung auf der polizeilichen Meldekartei – bzw. die geänderte Berufsbezeichnung im entsprechenden Jahrgang des Einwohner-Adressbuches. Der Eintrag „Nadler“, „Gürtler“ oder „Fabrikarbeiter“ wurde geändert in „Fabrikant“ oder „Kaufmann“. Oder wir finden die

Hinweise eines Aufstiegs in den eingangs erwähnten Akten mit den Anträgen auf Verleihung eines Ordens oder Titels.

Als Beispiel soll an dieser Stelle der Antrag des Iserlohner Bürgermeisters auf Verleihung des Königlichen Kronenordens IV. Kl. für den Fabrikhaber Friedrich Grundmann (1822–1898) vom 3. Oktober 1887 zitiert werden. Ursprünglich war Grundmann als Fabrikmeister tätig – hierunter ist ein technischer Betriebsleiter zu verstehen. Er wurde später Mitinhaber der Fa. Fischer & Grundmann, die Reit- und Fahrgeschirrbeschläge herstellte.

Im Antrag des Bürgermeisters wird folgende Begründung angeführt:

„Er hat vom Fabrikmeister durch hervorragenden Fleiß und praktische Tüchtigkeit, gepaart mit fleckenloser Redlichkeit, sich zu einem wohlhabenden Fabrikanten, Inhaber der Firma Fischer & Grundmann, emporgeschwungen. Er übt durch entschiedene Königstreue und loyale Gesinnung auf weite Kreise der Bürgerschaft einen stets heilsamen Einfluß aus. Seit 1869 Stadtverordneter, zeichnet er sich ganz besonders durch unermüdliche Thätigkeit in den Commissionen der Stadtverordneten-Versammlung aus, deren stellvertretender Vorsitzender er seit einer Reihe von Jahren ist. Insbesondere als Mitglied des Curatoriums der Kgl. Fachschule für Metallindustrie, welche unter dem Kgl. Ministerium für Handel und Gewerbe steht, hat er nicht geringe Verdienste sich erworben.“<sup>1</sup>

## **„Fabriksken“**

Begünstigt wurde der Schritt in die Selbständigkeit durch zwei Faktoren: Einmal durch die Entwicklung neuer Antriebstechniken, den Gas- bzw. Elektromotor. Andererseits durch die gestiegene Nachfrage nach Massenartikeln, insbesondere im Bereich der Möbel- und Baubeschläge.

Durch die Aktivitäten dieser neuen Unternehmergruppe, nennen wir sie auf Grund ihres Herkommens ‚Proletarier-Unternehmer‘, wurde auch das Stadtbild um einen ganz besonderen Gebäudetypus erweitert: Das ‚Fabriksken‘ entstand. Der Iserlohner Pfarrer Ludwig Josephson beschreibt in seiner Chronik die Anfänge dieser Produktionsstätte: „Ursprünglich verfertigte man einen oder einige Artikel in einem Zimmer, zog ein zweites hinzu, wenn das Geschäft es erforderte, und war das zweite Zimmer nicht mehr groß genug, so nahm man ein Drittes, kaufte das Nachbarhaus hinzu und dehnte sich rechts und links aus. Hier eine Wand durchbrechend, dort eine Verbindungstreppe anlegend, ohne jedoch die verschiedenen Gebäude jemals unter ein Dach zu bringen, oder nach einem Plane einzurichten.“<sup>2</sup>

<sup>1</sup> Stadtarchiv Iserlohn (künftig: StAls.), Best. A 2 Nr. 918.

<sup>2</sup> Chronik Josephson (Pfarrer an der Bauernkirche von 1832–1851), StAls., Kl. Erw. B 204, fol. 32.

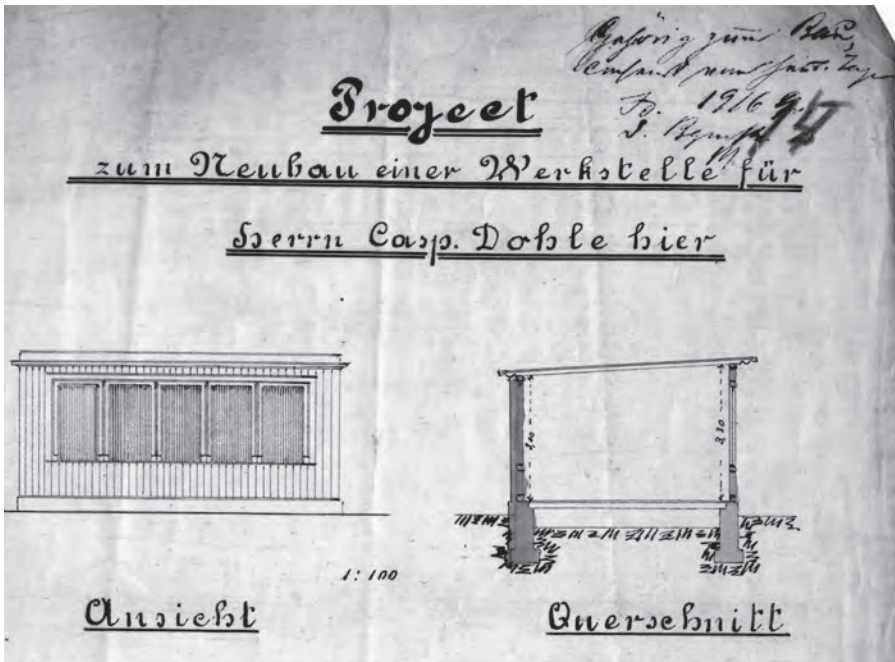


Abb. 1: Das typische ‚Fabriksken‘: Die ‚Werkstelle‘ des Sporenschmieds Caspar Dohle (1847 Brilon – 1897 Iserlohn) wurde 1890 in der Weststraße erbaut.

In einem weiteren Schritt entstanden werkstattähnliche Gebäude in Hinterhöfen oder als Anbauten. Sie wurden in einfacher Form ausgeführt als unverputzter Ziegelsteinbau oder als Ziegelfachwerk mit flachem Pultdach. Bei genauem Hinsehen kann man diesen Gebäudetyp noch heute in der Innenstadt vorfinden.

Hinter der Bezeichnung ‚Fabriksken‘ verbarg sich ein Topos sehr ambivalenten Inhalts. Der Begriff drückt eine Wahrnehmung oder auch eine Einschätzung aus: Für den mit viel Mühe aus kleinen Verhältnissen aufgestiegenen Fabrikanten liegt in dieser Bezeichnung sicherlich auch ein wenig distanzierter Stolz. Der ‚Altunternehmer‘ hat ihn eher herablassend, wenn nicht sogar abfällig verwendet. In der Berichterstattung über die Strukturkrise im südwestfälischen Raum in der ersten Hälfte der 1980er Jahre fand dieser Begriff wieder Eingang in die Berichterstattung auch überregionaler Zeitungen. So schrieb das ‚Deutsche Allgemeine Sonntagsblatt‘ am 18. Juli 1982: „Wenn das Fabriksken nicht mehr kann“. Die Wochenzeitschrift ‚Die Zeit‘ am 14. Oktober 1983: „Die sterbenden Fabriksken“. Die ‚Frankfurter Allgemeine Zeitung‘ am 15. Juni 1985: „Wenn es zum Arbeiten zu eng wird – zwischen Fabriken und Bauernhöfen“.



## Aufsteiger

In zeitgenössischer Sicht wurde dieser Aufstieg etwas zugespitzt kommentiert: „O, welche Lust Fabrikant zu sein! Sie wachsen hier aus der Erde, wie Pilze! Man hat hier Fabriken mit drei Compagnons und – neun Arbeitern, von welchen also drei im Stande sind, einen Herrn im fabrikantlichen Fahrwasser oben zu halten.“<sup>3</sup> Diese provokante Äußerung stammt von keinem Geringeren als von Carl Wilhelm Tölcke<sup>4</sup>, dem ‚Vater der westfälischen Sozialdemokratie‘. Tölcke betrieb in den 1870er Jahren in Iserlohn eine Gastwirtschaft.

Der Blick soll ganz besonders auf die Gruppe dieser aufgestiegenen Klein(st)unternehmer gelenkt werden, da sie unzweifelhaft ihren nicht zu unterschätzenden Anteil an der wirtschaftlichen Entwicklung der Stadt hatten. Es gilt sie als Gruppe zu erfassen und zu erforschen und vielleicht auch Einzelbiographien zu erstellen. Es wird auch recht interessant sein, in diesem Zusammenhang einen Vergleich mit den ähnlich strukturierten Nachbarstädten Altena und Lüdenscheid durchzuführen.

Wir betrachten zwei Gruppen von ‚Trendhoppern‘, von Aufsteigern: Die zweite Gruppe setzt sich aus Personen zusammen, die zugezogen sind und die teils als Kompagnon oder als selbständige Unternehmer in der Stadt tätig wurden. Es bildeten sich in diesem Rahmen Fabrikantendynastien heraus, ihre Unternehmungen hatten bis weit in das 20. Jahrhundert Bestand.

Beispielhaft zu nennen sind die Familien Möllmann (als Teilhaber der alt-ingesessenen Firma Kissing & Möllmann)<sup>5</sup>, die Christopherys (Nadelfabrik, Metallwarenfabrik)<sup>6</sup>, die Vollmanns (Metallwarenfabrik)<sup>7</sup> und die Hanebecks (Draht- und Nadelfabrik)<sup>8</sup>. Die letztgenannten stammten aus Bauernfamilien des näheren und weiteren Umfelds.

Der unternehmerische Impuls, der von diesem Personenkreis – alten wie neuen Unternehmern – insgesamt ausging, wird durch die Statistik belegt. Ausgehend von 176 Fabriken im Jahr 1866 stieg die Zahl bis zur Jahrhundertwende auf 334 Fabri-

---

3 Zitiert nach: Ulrich Dragon, Ruhestörer und vaterlandslose Gesellen, Teil I, Die Stadt und ihre Arbeiterschaft 1850 – 1900, in: Beiträge zur Geschichte Iserlohns, Bd. 17, Iserlohn, 1984, S. 57.

4 Zur Biographie Tölckes vgl. Georg W. Oesterdiekhoff, Georg W./Hermann Strasser: Köpfe der Ruhr, 200 Jahre Industriegeschichte und Strukturwandel im Lichte von Biographien, Essen 2009, S. 68–73 sowie Arno Herzig in: Götz Bettge (Hrsg.): Iserlohn-Lexikon, Iserlohn 1987, S. 342–343.

5 Friedrich Schulze-Vellinghausen, Geschichte der Familie Möllmann zu Iserlohn, Bonn 1903; Friedrich Schulze-Vellinghausen, Berichtigungen und Ergänzungen zur Geschichte der Familie Möllmann zu Iserlohn, Bonn 1904.

6 125 Jahre Firmengeschichte der Christophery GmbH, 1851–1976, Iserlohn 1976.

7 Chronik der Familie und des Werkes Vollmann, o.D., StAls., Kl. Erw. B 276.

8 Alfons Christophery, Vom Bauern zum Panzermacher und Nadler bis hin zum modernen Maschinenbauer – Chronik der Familie Hanebeck, Iserlohn, in: Förderkreis Iserlohner Museen e.V., 2 (1982), S. 35–66.



Abb. 2: Briefkopf der Firma Gebr. Christophery, November 1901. Ansicht der Nadel- und Metallwarenfabrik (Ofen- und Herdbeschläge) am Lünkerhohl von Süden. Das Fabrikgebäude wurde 1883 errichtet. Eingeklinkt links ist die Doppelvilla der Inhaber Carl und Heinrich Christophery zu sehen, Baudatum 1886. Der Entwurf stammt vom Architekten W. Rieländer. Die Inhabervilla liegt in etwas erhöhter Position am der Firma gegenüber liegenden Hang in einer parkähnlich gestalteten Anlage. Der ‚Bürgertraum vom Adelschloss‘ wird auf dieser Ansicht augenfällig deutlich. Zudem spiegelt diese Anordnung der Gebäude das soziale Gefälle wider.<sup>9</sup>

ken. Begünstigt wurden diese Firmengründungen durch die bereits eingangs erwähnte Umsatzzunahme bei Massenprodukten. Gleichzeitig können wir auch eine Veränderung innerhalb der stadtbürgerlichen Gesellschaft beobachten: Zu Vermögen und Einfluss gekommen, verdrängen einige der Neuunternehmer die alte städtische Führungsschicht aus den angestammten politischen und gesellschaftlichen Bereichen. Nur in wenigen Fällen kommt es zu einer Verbindung durch Heirat zwischen Alt und Neu, zwischen Zugezogenen und Altansässigen.

<sup>9</sup> Zum Quellenwert von Firmenansichten auf Briefköpfen vgl. Ottfried Dascher, Firmenansichten auf Briefköpfen – Idylle oder historische Quelle, in: Bernard Korzus (Hrsg.), Fabrik im Ornament – Ansichten auf Firmenbriefköpfen des 19. Jahrhunderts [Ausstellungskatalog], Münster 1980, S. 11–14.



*Abb. 3: Villa Hugo Ebbinghaus (1830 Iserlohn – 1893 Iserlohn), Gartenseite, Gartenstraße 39, erbaut 1870. Entwurf: Bauunternehmer Otto Schmidt (heute ist in diesem Gebäude die städt. Musikschule untergebracht)*

Einen Einblick in das soziokulturelle Milieu der Stadt vermittelt uns Julius Kruse mit seinen Aufzeichnungen. Kruse war ein aufmerksamer und kritischer Beobachter der Stadt und ihrer Bewohner im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts. In seinen tagebuchartigen Aufzeichnungen beschreibt er diese Situation wie folgt: „Mit diesem kleinbürgerlichen Ursprung fast der ganzen Iserlohner Gesellschaft einerseits und der Verehrung des materiellen Gutes andererseits hing dann wohl auch zusammen, dass geistige und künstlerische Interessen immer und überall bei arm und reich schwach waren. Und dass dem Lebensstandard auch bei den begüterten ein kleinbürgerlicher Zug anhaftete. Das prägte sich auch im öffentlichen Leben, in der Stadtverwaltung aus.“ Und weiter lesen wir bei Kruse: „Eine rühmliche Ausnahme von dem Mangel an Kulturstreben muss ich aber erwähnen, eine Ausnahme, der gerade ich viel verdanke, das ist der Kaufmännische Verein. Es war ein Verein, der sich die kulturelle Fortbildung seiner Mitglieder durch Veranstaltung von Vorträgen und Anlage einer Bibliothek zur Aufgabe machte.“<sup>10</sup>

<sup>10</sup> Julius Kruse, Jugenderinnerungen – Iserlohn um die Jahrhundertwende, Iserlohn 1985. Der Vater von Julius Kruse gehörte selbst zu den ‚zugezogenen Aufsteigern‘. Seit 1874 in Iserlohn ansässig, machte er sich nach einer Tätigkeit als Einkäufer im Handelshaus Kissing & Möllmann mit einem eigenen Kommissionshandel selbständig.

## Kommerzienräte

Wenden wir uns nun den Kommerzienräten zu: Bereits im 18. Jahrhundert begegnet uns dieser Titel, er wurde in der Regel an Gutachter in Kommissionen ‚bei Hofe‘ (also in der landesherrlichen Verwaltung) vergeben. Im Zuge der Reformen zu Beginn des 19. Jahrhunderts verloren einzelne Gremien und damit auch dieser Titel an Bedeutung. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts lebte er wieder auf, man wollte staatlicherseits Fabrikanten und Kaufleute, die in ihrem Beruf erfolgreich waren, auszeichnen. Soweit an dieser Stelle der geschichtliche Hintergrund. Karin Kaudelka-Hanisch hat in ihrer faktenreichen und gut lesbaren Dissertation: „Preußische Kommerzienräte in der Provinz Westfalen und im Regierungsbezirk Düsseldorf“ neben einem geschichtlichen Abriss die Vergabepaxis sowie ein Sozialprofil der Titelträger ausführlich dargestellt. Diese Arbeit bildet eine wichtige Basis für die Bearbeitung von Einzelbiographien dieser Gruppe vor Ort.<sup>11</sup>

Von der Jahrhundertmitte bis 1918 wurden in Iserlohn insgesamt 21 Anträge auf Verleihung des Titels gestellt, davon wurden vier abgelehnt. Vier Anträge auf eine weitere Standeserhöhung, der Verleihung des Titels ‚Geheimer Kommerzienrat‘, wurden gestellt. Dies war möglich, wenn mindestens 10 Jahre nach Verleihung des Kommerzienratstitels vergangen waren. Auf diese zusätzliche Art der ‚Standeserhöhung‘ werde ich nicht weiter eingehen.

In dem Zeitraum, den wir hier betrachten, wurde sechs mal städtischerseits die Ehrenbürgerwürde verliehen. Davon erhielten fünf Kommerzienräte diese Auszeichnung. Dieser Personenkreis erfuhr dadurch eine weitere öffentliche Würdigung. Vier bzw. drei mal wurde der Titel an Teilhaber einer einzelnen Firma verliehen.<sup>12</sup>

Genug Statistik. Lassen Sie uns einen Blick auf den Antrag bzw. das Antragsverfahren und die entsprechenden Kriterien werfen: Ich werde mich vor Allem auf das Verfahren bei der Verleihung des Kommerzienratstitels beschränken. Der Antrag auf Verleihung eines Ordens bzw. Ehrenzeichens lief vergleichbar ab (ein Beispiel sehen wir oben). Wir finden die entsprechenden Vorgänge in den Akten des (Ober-)Bürgermeisters oder des Hauptbüros. Die weiteren Stationen bis zur Entscheidung im Staatsministerium in Berlin waren der Landrat, der Regierungspräsident und der Oberpräsident. Dieser Weg durch die Instanzen kann für den Suchenden weitere Informationen bereithalten, denn sobald eine Unklarheit oder ein Zweifel bestand,

<sup>11</sup> Karin Kaudelka-Hanisch, *Preußische Kommerzienräte in der Provinz Westfalen und im Regierungsbezirk Düsseldorf (1810–1918)* (Untersuchungen zur Wirtschafts-, Sozial- und Technikgeschichte, Bd. 10), Dortmund 1993.

<sup>12</sup> Beispielhaft hierzu: Götz Bettge, *Kommerzienrat Friedrich Hermann Herbers – Ein Iserlohner Unternehmer der Gründerzeit*, in: Landesbildstelle Westfalen (Hrsg.), *Westfalen im Bild – Persönlichkeiten aus Westfalen*, Heft 12, Münster 1998.

wurde der Antrag zurückgegeben und um Klärung nachgesucht. Der in Behördenzuständigkeiten bewanderte Forscher wird bei gründlicher Arbeit also auch die staatlichen Archive (aber nicht nur diese) zu berücksichtigen haben. Der Antrag erfolgte in der Regel formlos. Im Antrag wurden die berufliche Leistung, der wirtschaftliche Erfolg, die Mitgliedschaft in patriotischen oder sozial-caritativen Vereinigungen, die Mitarbeit in berufsständischen Organisationen, die persönlichen Vermögensverhältnisse sowie die Spendentätigkeit dargestellt. Unabdingbar war weiterhin eine unzweideutige politische Haltung, das hieß das Eintreten für die Ziele und Vorstellungen der Nationalliberalen Partei sowie für die jeweilig geltenden wirtschaftspolitischen Zielvorstellungen des Staates. Bei geringsten Zweifeln an der Loyalität wurde der Titel (auch der Orden) verweigert.

Das strenge Vergabeverfahren soll beispielhaft an der Person des Unternehmers Hugo Ebbinghaus,<sup>13</sup> er lebte von 1830–1893, dargestellt werden. Neben zahlreichen Industriebeteiligungen besaß er in Iserlohn eine Messing- und eine Papierfabrik.

Er wurde 1873 zum Kommerzienrat ernannt und sollte 1885 als Mitglied in den Volkswirtschaftsrat<sup>14</sup> [heute vergleichbar dem Sachverständigenrat zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung] berufen werden. Bei dieser geplanten Berufung gab es offensichtlich Zweifel an seiner wirtschaftspolitischen Einstellung. Der Oberpräsident forderte eine Stellungnahme zur beruflichen Qualifikation und seiner ‚handelspolitischen Stellung‘ an. In der entsprechenden Stellungnahme des Iserlohner Bürgermeisters von Oktober 1885 heißt es: „Ursprünglich gemäßigter Freihändler, ist er – ein anerkannt urtheilsfähiger und selbständig denkender, sowie vielseitig erfahrener Geschäftsmann, der allgemeines Vertrauen genießt und weiten Kreisen als Autorität gilt –, allmählich ein überzeugter Anhänger der Ziele der nationalen Wirtschafts- und Handelspolitik der Reichs- und Staatsregierung geworden.“<sup>15</sup>

1888 wurde Hugo Ebbinghaus zum Geheimen Kommerzienrat ernannt.

Die strenge Vergabepaxis für diesen Titel wird bereits zu einem frühen Zeitpunkt deutlich.

Hier sind zwei weitere, auch überregional wirkende Unternehmer zu nennen: Im Jahr 1855 wurden die Anträge auf Verleihung des Titels für Carl Overweg und Carl Dietzsch abgelehnt:

---

13 Zur Geschichte der Familie: August Overweg: Nachrichten über die Familie Ebbinghaus, Berlin 1906. StAls., Best. S 19 Nr. 38.

14 Eingerichtet durch die Verordnung betr. die Errichtung eines Volkswirtschaftsrats vom 17. November 1880, in: Gesetz-Sammlung für die Königlich Preußischen Staaten, Nr. 35/1880, S. 367–372.

15 StAls., Best. A 2 Nr. 501, Bl. 244.



*Abb. 4:*  
*Carl Overweg (1805 Unna – 1876 Letmathe)*

Carl Overweg (1805–1876), war Jurist und einflussreicher Verbands- und Wirtschaftsfunktionär. Er war Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung (Club Casino) sowie im preußischen Abgeordnetenhaus und auch im Reichstag.

Carl Dietzsch (um 1804–1869), war zunächst tätig als Hütteningenieur in der Dillinger Hütte, trat dann in die Firma seines späteren Schwagers Caspar Dietrich Piepenstock, eines erfolgreichen Unternehmers unseres Raumes, ein. Der Anlass der Titelverweigerung: Beide waren Mitunterzeichner einer Adresse an das Staatsministerium vom 30. April 1849, in der das ‚jetzige Ministerium‘ [= Brandenburg-Manteuffel] zum Rücktritt auffordert wurde. Der Ablehnungsgrund lag offensichtlich bei beiden in ihrer oppositionellen Haltung.<sup>16</sup>

Auch zu einem späteren Zeitpunkt wurden zwei weitere Anträge auf Verleihung des Titels ebenfalls abgelehnt. Der Grund der Ablehnung verdient es, näher erläutert zu werden. Es waren dies Anträge für die Fabrikanten Hermann Linden<sup>17</sup> (1859–1933) und Friedrich Kirchoff<sup>18</sup> (1859–1953), beide Anträge wurden im Juni 1918 zurückgestellt. Offensichtlich wollte man staatlicherseits Umsatzsteigerungen und Gewinne, die unmittelbar mit der Rüstungsproduktion zusammen hingen, nicht noch zusätzlich mit einem Titel würdigen.<sup>19</sup>

<sup>16</sup> Landesarchiv NRW, Abt. Westfalen, Best. Oberpräsidium Nr. 1541, Bd. 1, Bll. 13 u. 18.

<sup>17</sup> Mitinhaber der Metallwarenfabrik Linden & Funke.

<sup>18</sup> Mitinhaber der Nadelfabrik und des Preß- und Stanzwerks St. Witte. Zur Biografie: Gedruckter Nachruf, Oktober 1953, Dienstbibliothek StAls.

<sup>19</sup> StAls., Best. A 2 Nr. 946.

Abschließend möchte ich noch auf weitere, nur selten bei biographischen Recherchen herangezogene Akten bzw. Aktengruppen verweisen: Es sind dies zunächst die Gebäudeakten in den Beständen der Baupolizei bzw. des Bauordnungsamtes. Sie geben uns Auskunft über den Gewerbe- und Wohnungsbau. Sie können durchaus Informationen über den finanziellen Status des Unternehmers geben, wenn beispielsweise für bestimmte Gebühren eine Stundung oder Niederschlagung beantragt wurde. Des Weiteren sollte der Bestand Gewerbe- bzw. Ordnungsamt berücksichtigt werden. Hier können Angaben über den Umfang der gewerblichen Tätigkeit, über die Einführung neuer Produkte und über die Maßnahmen des Arbeitsschutzes enthalten sein. Neben den Sachinformationen können diese Akten durchaus Informationen zur Person enthalten. Wie bereits eingangs angekündigt verzichte ich auf die ausführlichere Nennung von Quellen, die für personengeschichtliche Darstellungen generell herangezogen werden sollten.





# Iserlohns Oberbürgermeister Johann Caspar Lecke, seine ‚Chronik‘ und seine Familiengeschichte

von Wilfried Reininghaus

Johann Caspar Lecke, der Verfasser einer „Chronik“ der Stadt Iserlohn sowie einer Autobiographie,<sup>1</sup> lebte von 1694 bis 1785. In diese 91 Jahre fällt Iserlohns Aufstieg zum führenden Gewerbezentrum im südlichen Westfalen. Die Kaufleute dieser Stadt trieben Handel mit allen Teilen Europas und der Neuen Welt, sie waren auf den Messen in Mitteleuropa wichtige Gäste.<sup>2</sup> Der damit verbundene wirtschaftliche und soziale Wandel macht Leckes Aufzeichnungen auch im 21. Jahrhundert interessant und spannend. Denn der Verfasser hat diesen Wandel nicht nur erlebt, sondern ihn auch selbst als Unternehmer mit gestaltet und als (Ober-)Bürgermeister administrativ begleitet. Die Schriften, die nach seinem Ausscheiden aus dem Amt 1762 entstanden, reflektieren seine Rolle in diesem Prozess und sind zugleich darum bemüht, Iserlohns Geschichte seit den Anfängen zu erfassen.<sup>3</sup> Obwohl Lecke formal die Stadt- und die Familiengeschichte getrennt hat und zwei separate Werke anlegte, verschränkten sich beide Bereiche immer wieder. Die Gründe sind naheliegend. Lecke legte im Ruhestand für sich und die Nachwelt Rechenschaft über sein amtliches und privates Handeln ab und folgte damit einem bis in die Gegenwart hinein gängigen Muster: „Selbstdarstellung – keineswegs allein in apologetischer Absicht – scheint das dauerhafteste Motiv bürgermeisterlicher Chronistik zu sein“.<sup>4</sup> Die nachfolgende Einführung zeichnet zunächst das Leben des Verfassers und seiner Familie nach und wertet quellenkundlich und -kritisch die edierten Texte aus. Sie liegen gattungsgeschichtlich scheinbar weit auseinander. Doch hat die jüngere Forschung zu Recht herausgestellt, dass sich Selbstzeugnisse in unterschiedlichsten

---

1 Stadtarchiv Iserlohn Kl. Erw. B 97. Chronik und Autobiographie werden von Götz Bettge und dem Verfasser für eine Edition vorbereitet. Sie werden im Folgenden als ‚Chronik‘ und ‚Autobiographie‘ zitiert.

2 Wilfried Reininghaus, *Die Stadt Iserlohn und ihre Kaufleute*, Dortmund 1995. Hierauf wird im Folgenden zurückgegriffen, ohne dies ständig nachzuweisen.

3 Vgl. dazu ders., *Zeugnisse eines Überganges. Chroniken und autobiographische Texte als Quellen zur Vor- und Frühgeschichte der Industrialisierung in der Grafschaft Mark*, in: Peter Johanek (Hrsg.), *Städtische Geschichtsschreibung im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit*, Köln/Weimar/Wien, S. 333–348, 334 f.

4 Rainer Postel, *Warumb ich diese Historiam beschrieben*. Bürgermeister als Chronisten, in: ebd., S. 319–332, 332.

Quellengruppen wiederfinden:<sup>5</sup> In Autobiographien begegne man explizit dem Ich der Verfasser, während beim Stadtchronisten ein implizites Ich erscheine. Lecke hat beide Quellengruppen hinterlassen und das macht ihn zu einer spannenden Person.

## **Biographische Informationen zu Johann Caspar Lecke und seiner Familie**

Johann Caspar Lecke wurde in eine Familie hineingeboren, die bereits seit mehreren Generationen zur Iserlohner Oberschicht gehörte.<sup>6</sup> Bereits sein Urgroßvater Johann war vor 1575 Ratsherr, ebenso sein Urgroßvater Peter, der zugleich als Ratsschreiber fungierte, und sein Vater Anton Lecke.<sup>7</sup> Auch seine Mutter Catharina Anna Goecke stammte aus einer ratsfähigen Familie, die mehrfach den Bürgermeister gestellt hatte. Wahrscheinlich betätigten sich die meisten von Leckes Vorfahren bereits kaufmännisch. Allerdings gab es auch militärische Bezüge in der Familie: Großvater Peter fiel 1654 im Nordischen Krieg in Polen als Leutnant unter dem brandenburgischen Generalfeldmarschall Derfflinger. Auch Johann Caspars Sohn Wilhelm schlug die Militärlaufbahn ein.

Aus dieser sozialen Positionierung lässt sich für Johann Caspar Lecke schon ein vorgezeichneter Lebensweg hinsichtlich der Ausbildung ableiten. Darauf wird noch einzugehen sein. Was daraus nicht abzuleiten ist, ist der Dauerkonflikt der Familien Lecke und Familie Pütter, der Johann Caspar Leckes Leben nachhaltig beeinflusste, dessen Ursachen aber unbekannt sind. Möglicherweise verbarg sich dahinter ein gewisser Neid, der in der Familie Lecke aufkam, weil sie als die ältere ortsansässige Familie durch die zugewanderten Pütters überflügelt worden waren. Johann Pütter, geboren um 1607 in Westhofen, wurde noch vor dem Ende des Dreißigjährigen Kriegs Ratsherr, seine Nachfahren hatten großen beruflichen Erfolg als Kaufleute und Juristen. Über mehrere Generationen hinweg rangierten die Pütters vor den Leckes.

Johann Caspar Lecke wurde zunächst von Hauslehrern unterrichtet. Auf dem Iserlohner Gymnasium traf er auf Magister Thomas Forstmann, der von 1703 bis 1718

5 Benigna von Krusenstjern, Was sind Selbstzeugnisse? Begriffskritische und quellenkundliche Überlegungen anhand von Beispielen aus dem 17. Jahrhundert, in: *Historische Anthropologie* 2 (1994), S. 462–471.

6 Alle familiengeschichtlichen Informationen zu Lecke, Pütter und anderen aus den hier edierten Texten, die schon ausgewertet wurden bei Wilfried Reininghaus, Stammlisten zu Iserlohner Kaufmannsfamilien im 18. Jahrhundert, in: *Beiträge zur westfälischen Familienforschung* 45 (1987), S. 7–90 (zu Lecke S. 42 f.).

7 Der im „Stemma Genealogicum“ der Familie Lecke, wie Anm. 1, als Großvater des Chronisten erwähnte Peter Lecke wird als Leutnant im brandenburgischen Regiment Derfflinger ausgewiesen und als in Polen 1658 gefallen gemeldet. Da Leckes Vater nachweislich erst 1664 geboren wurde, kann diese Ableitung nicht stimmen.

in Iserlohn unterrichtete und wegen der dort praktizierten Vermittlung der Stadt- und Schulgeschichte für Leckes spätere Hinwendung zur Historie einflussreich war.<sup>8</sup> Parallel zur schulischen Ausbildung wurde Lecke wie andere Kaufmannsöhne in Iserlohn in die Korrespondenz im Kontor seines Vaters eingeführt. Johann Caspar und seine Eltern schwankten lange bei der Berufswahl. Sollte er Jurist werden oder in das Handelsgeschäft seines Vaters einsteigen? Zur wechselhaften Haltung trug bei, dass der zweite Sohn Johann Wilhelm Lecke wegen seiner Blindheit nicht die Kaufmannslaufbahn einschlagen konnte. Johann Caspar Lecke studierte zwischen 1712 und 1714 in Köln und Jena Rechtswissenschaften,<sup>9</sup> um dann im Sommer 1714 das väterliche Unternehmen auf den Messen in Norddeutschland sowie in Hamburg, Lübeck und Hannover zu vertreten, „um daselbst einen weiteren Debit unserer Waren zu suchen“. In Halle setzte er dann auf Geheiß seiner Eltern im Oktober 1714 sein Studium fort.<sup>10</sup> Während der folgenden Zeit hörte er dort nach eigener Aussage bei den damaligen Koryphäen der Rechtswissenschaft und Philosophie Christian Wolff (1679–1754), Justus Hennig Böhmer (1674–1749), Christian Thomassius (1655–1728) und Heinrich von Bode (1652–1720). Im Herbst 1715 verließ Lecke Halle, angeblich um in Duisburg seinen märkischen Landsmann Dülläus aus Altena bei dessen Dissertation zu begleiten. Er schrieb sich als Kandidat der Jurisprudenz ein.<sup>11</sup> Bei dieser Gelegenheit, so Lecke selbst, verfasste er selbst eine rechtswissenschaftliche Dissertation aus einer gewissen Trotzreaktion heraus.<sup>12</sup> Er habe den Professoren Sümmermann und Otto beweisen wollen, „dass einem Gelehrten nicht schwer sei, actas zu entriren, denen er gewachsen sei“. Seit der Jahreswende 1715/16 lebte Lecke wieder in Iserlohn bei seinen Eltern, arbeitete in Iserlohn und im benachbarten kölnischen Sauerland als Anwalt. Diesen Beruf gab er auch während seiner Zeit als Bürgermeister nie völlig auf. Mit Zufriedenheit erinnerte er sich 1769 daran, dass er einen langwierigen, von 1735 bis 1764 dauernden Prozess gegen die Dortmunder Familien Beurhaus mit Gewinn für das Iserlohner Hospital zum Abschluss brachte. Daneben wirkte er im Geschäft seines Vaters mit. Handel und gewerbliche Tätigkeit waren bei Anton Lecke eng miteinander verwoben. 1720

---

8 Vgl. *Gymnasium Iserlohnense 1609–1684. 375 Jahre Schulgeschichte in Iserlohn. Von der Lateinschule zum Märkischen Gymnasium*, Iserlohn 1984, S. 157 f.

9 Reinhard Jauering/Marga Steiger, *Die Matrikel der Universität Jena*, Bd. 2: 1652–1723, S. 461; die Kölner Zeit ist nicht durch die Matrikel belegt.

10 Fritz Juntke/Franz Zimmermann, *Matrikel der Martin-Luther Universität Halle-Wittenberg*, Bd. 1: 1690–1730, Halle 1960, S. 258.

11 Wilhelm Rotscheid, *Die Matrikel der Universität Duisburg 1652–1818*, Duisburg 1938, S. 133.

12 Ein Exemplar von Leckes Dissertation ist in deutschen Bibliotheken nicht nachzuweisen; vgl. allgemein: Sigrid Amedick, *Juristische Dissertationen des 16. bis 18. Jahrhunderts. Erschließung und Digitalisierung von Schlüsselseiten*, in: *Fundus – Formen für Geschichte und ihre Quellen*, Heft 5, 2004, S. 89–101.

hielt er vier von 22 Anteilen am Kratzendrahtstapel, der die Lieferungen der Drahtzieher aufkaufte und exportierte.<sup>13</sup>

Offenbar strebte Vater Anton Lecke für seinen Sohn Johann Caspar eine Funktionsstelle in der städtischen Verwaltung an. Als Motiv wird in der Autobiographie die Eifersucht zwischen Vater Lecke und den Pütters benannt. Vater Lecke musste bei der Reduzierung des Magistrats im Rahmen der staatlichen Eingriffe in die Lokalverwaltung 1713 auf sein Amt als Ratsherr verzichten, während die Familie Pütter wichtige Positionen weiterhin besetzt hielt.<sup>14</sup> Anton Lecke sah sich und seine Familie benachteiligt. Als Nachfolger seines 1714 verstorbenen Vaters Caspar Pütter, dem ersten Bürgermeister, wurde 1716 dessen Sohn Johannes, ein promovierter Jurist, durch die Regierung Kleve zum Ratsmitglied erhoben. Er fungierte zugleich bei den Landständen als Syndikus der märkischen Städte und wurde 1718 zum Ersten Bürgermeister ernannt. Die „Interimistische Instruktion“ aus jenem Jahr regelte die Besetzung des städtischen Magistrats neu. Er konstituierte sich nicht mehr aufgrund von Ratswahlen, sondern wurde durch Befehle aus Berlin und Kleve eingesetzt. Drei Bürgermeister, ein Kämmerer, ein Sekretär sowie vier Ratsherrn verwalteten die Stadt, hinzu kamen sieben Vorsteher der Gemeinde. Von der Personengruppe her änderte sich 1718 gegenüber 1712/13 wenig, allerdings trat bei den Bürgermeistern eine stärkere Professionalisierung ein. Eine juristische Ausbildung war erforderlich, insbesondere beim ersten und zweiten Bürgermeister. Johannes Pütter war 1699 in Halle zum Dr. jur. promoviert worden, der neue zweite Bürgermeister Johann Hermann Hatzfeld hatte in Marburg studiert.

1724 wurde Johann Caspar Lecke zum dritten Bürgermeister von Iserlohn ernannt. Angeblich sollte damit die herrschende Pütter-Partei geschwächt werden. Selbst seine Heirat mit Anna Sophia Brune 1722 stellte Lecke rückblickend in den Dienst dieser familienstrategischen Überlegungen: „Allein, weil dieses den gewünschten Endzweck nicht hatte, musste ich mich bemühen, selbst eine Stimme im Magistrat zu suchen“. Mag diese Hinterabsicht heute abwegig erscheinen, so ist doch immerhin seine Behauptung nachzuweisen, dass er sich eine Anwartschaft auf den Magistrat durch seine wirtschaftspolitischen Projekte pro Iserlohn erwarb. Er sicherte für Iserlohn 1723/24 die Einrichtung eines wöchentlichen Viehmarkts

13 Wilhelm Schulte, Iserlohn. Die Geschichte einer Stadt, 2 Bde., Iserlohn 1937/1938, hier: Bd. 2, S. 259.

14 Zu den preußischen Reformen der Lokalverwaltung: Rüdiger Reinhardt, Die Besonderheiten der preußischen städtischen Verwaltung in den Grafschaften Mark und Ravensberg im 18. Jahrhundert, Diss. jur. Münster 1967; Dieter Stievermann, Preußen und die Städte der westfälischen Grafschaft Mark im 18. Jahrhundert, in: Westfälische Forschungen 31 (1981), S. 5–23; ders., Absolutistischer Zentralismus oder ständischer Regionalismus? Preußen und seine westfälischen Provinzen im 17. und 18. Jahrhundert, in: Westfälische Zeitschrift 138 (1988), S. 51–65.

gegen heftige Konkurrenz. Die preußischen Behörden hatten eigentlich Schwerte wegen der besseren Weiden und der Lage am Weg nach Köln favorisiert, doch wurde Iserlohn auserkoren, weil die wachsende Bevölkerung der gewerbereichen Stadt versorgt werden musste.<sup>15</sup> Zur gleichen Zeit organisierte Lecke einen Stapel für die Messingspangenmacher nach dem Vorbild des Kratzendrahtstapels, für den er Reformvorschläge nach Berlin einreichte. Die Stelle des unbesoldeten dritten Bürgermeisters erhielt er ausdrücklich unter Bezug auf dieses Projekt, dem allerdings innerhalb von Iserlohn einiger Widerstand entgegenwuchs. 13 Kaufleute intervenierten 1725 gegen die Stapel, der 1730 im Gegensatz zum Kratzendrahtstapel nicht verlängert wurde.

Lecke war also in seinen Anfangsjahren als Bürgermeister alles andere als unumstritten. Dazu trug der anhaltende Konflikt mit der Pütter-Partei bei. 1726 bewarb sich Lecke auf das Amt des Rentmeisters, nachdem dieses Amt Dr. Johannes Pütter geräumt hatte, weil er zum Kanzleidirektor des Grafen von Bentheim in Limburg bestallt worden war. Pütter räumte das Iserlohner Bürgermeisteramt nicht und wurde deswegen von Lecke in Kleve angeschwärzt. Letzterer gab zu Protokoll, „daß die gantze Pütterische Parthey in Iserlohn überall, sowohl in Oeconomie-, Policy-, Accise, Renthey- und Justizsachen am Ruder sitze“. Leckes Bewerbung scheiterte, weil ihm weder das Bürgermeister- noch das Rentmeisteramt angetragen wurde. Der von ihm angebotene Preis von 1000 Rtlr. zur Pachtung der Rentei zeigt, dass er wohl wegen der parallel betriebenen Handelsgeschäfte nicht unvermögend war. Er zog sich allerdings nach und nach aus dem Geschäftsleben zurück. Hinter den Kulissen lief ein Machtkampf zwischen ihm und der Pütter-Partei um den Einfluss auf den Kratzendrahtstapel ab, den Lecke 1734 endgültig verlor. 1737 wurde er allerdings als Oberbürgermeister, Hof- und Kommerzienrat eingesetzt und damit einem Pütter vorgezogen. Caspar Dietrich Pütter fungierte nämlich seit 1733 als erster adjungierter (beigeordneter) Bürgermeister, der wohl die Geschäfte seines Onkels, der Limburger Kanzleidirektor, versah. Aber erst nach dessen Tod 1744 konnte Lecke formal das für das Amt eines Oberbürgermeisters vorgesehene volle Gehalt beziehen.

Die mit den Namen des Großkanzlers Samuel von Cocceji verbundene Justizreform zur Mitte des 18. Jahrhunderts begleitete Lecke mit ambivalenten Kommentaren.<sup>16</sup> Einerseits schmeichelte ihm, dass er neben dem Hammer Bürgermeister

---

15 Details in: Geheimes Staatsarchiv Stiftung Preußischer Kulturbesitz (= GSTA) II. HA GD Mark Tit. 182 Nr. 4.

16 Vgl. Horst Carl, *Okkupation und Regionalismus. Die preußischen Westprovinzen im siebenjährigen Krieg*, Mainz 1993, S. 37–39; Hermann Weill, *Frederick the Great and Samuel von Cocceji. A Study in the Reform of the Prussia Judicial Administration, 1740–1755*, Madison Wisc. 1967; Gustav von

Voerster als einziger Vertreter der Städte im Landtag den Verhandlungen in Kleve von Mai bis August 1749 beiwohnte. Dem eigenen Vernehmen soll er an der Abfassung von Monita am Codex Fridericianus mitgewirkt und dabei die Partei der Städte ergriffen haben (Chronik, S. 254). Andererseits war die Reform mit der Trennung von allgemeiner Verwaltung und Justiz verbunden. Das Stadtgericht Iserlohn sollte aufgelöst werden und dem Landgericht Altena zugeschlagen werden. Lecke hätte Gerichtsgebühren verloren; er erreichte, dass er als Justizbürgermeister weiterhin amtieren konnte. Diese Lösung wurde später auch auf seinen Sohn übertragen.

Aufbessern konnte Lecke seine Einkünfte weiter durch die Rentmeisterei, die ihm bei der Neuausschreibung 1739 zufiel und die schätzungsweise 500 Rtlr. jährlich einbrachte. Zur Rentei gehörten auch die drei landesherrlichen Mühlen bei Iserlohn, die als Zwangsmühlen für städtische Einwohner weitere Einkünfte verhiessen.<sup>17</sup> Folgerichtig plante Lecke, als Nachfolger für sich selbst seinen Sohn Reinhard Arnold als Bürgermeister einzuführen. Er ließ ihn an seiner Seite hospitieren und 1760 durch das Justizkolleg Soest prüfen. Dieses bescheinigte, dass Reinhard Arnold die „Fabriquen“ kenne und besondere Kenntnisse in der Rechtswissenschaft besitze. Sowohl die Kaufmannschaft als auch die Zunftvorsteher befürworteten diese Nachfolgereglung, weil sie verhindern wollten, dass ein Fremder ohne Kenntnis der lokalen Gewerbeverfassung die Nachfolge antrete. Tatsächlich billigte Berlin 1762 den Vorschlag, Reinhard Arnold als Bürgermeister einzusetzen, und erlaubte damit dem inzwischen 67jährigen Vater, sich unter Beibehaltung der Bezüge aufs Altenteil zurückzuziehen. Lecke fühlte sich zu diesem Zeitpunkt, am Ende des Siebenjährigen Kriegs, „durch die vielen Schreck-Fatiquen entkräftet“. Er hatte Verhandlungen in Kleve und anderswo mit den Franzosen über die Kriegskonstruktionen zu führen

---

Schmoller/Otto Hintze (Bearb.), *Acta Borussica. Die Behördenorganisation und die Staatsverwaltung Preußens im 18. Jahrhundert*, Bd. 8, Berlin 1906, S. 344–349 (mit Erwähnung Leckes als ständischem Deputierten), Bd. 9, Berlin 1907, S. 500–509, 525–539, 568–579; Jürgen Kloosterhuis, Fürsten, Räte, Untertanen. Die Grafschaft Mark, ihre lokalen Verwaltungen und die Regierung zu Kleve, in: *Der Märker* 35 (1986), S. 3–25, 76–87, 104–117, 147–164, S. 149f.; Jürgen Göbel, Die Gerichtsverfassung des märkischen Süderlandes von der Entstehung der Grafschaft Mark bis zu den Reformen von 1753, in: *Jahrbuch des Vereins für Orts- und Heimatkunde Witten* 63 (1962), S. 7–267, 214–217.

17 Adolf Dorider, *Die Entwicklung des Mühlenwesens in der ehemaligen Grafschaft Mark, Witten* 1911, S. 27, 46, 62. Lecke versuchte darüber hinaus weiter, zur Sicherung der Familie sich jede noch so kleine Nebeneinkunft zu sichern. Als 1754 im Zuge der Justizreformen das Gericht Iserlohn im Landgericht Altena aufging, drohte ihm der Verlust der Sporteln für die Eintragung in das Iserlohner Hypothekensbuch in Höhe von 200 Rtlr. Lecke setzte sich in Berlin dafür ein, dass ihm wenigstens die Hälfte davon zuerkannt wurde. Er begründete seinen Vorstoß damit, dass er bis 1737 ohne Gehalt gearbeitet und dennoch die Hände nicht in den Schoß gelegt habe und er auf die Sporteln wegen seiner großen Familie angewiesen sei, Lecke an Geheimen Rat, Berlin, 12.1.1762, in: *GSTA II. HA Rep.* 34 Nr. 3501.

gehabt, Einquartierungen zu organisieren und musste befürchten, als Geisel abgeführt zu werden.<sup>18</sup> Außerdem litt er unter der von den Soldaten eingeschleppten Ruhr.

1764 übertrug er auch die Renteipachtung einem weiteren Sohn, Johann Wilhelm. Die Einsetzung seiner Söhne in strategisch wichtige Verwaltungsposten stieß in Iserlohn zunächst nicht auf Widerspruch, sondern wurde offenbar von allen Meinungsbildnern befürwortet. Dies durfte Lecke auch als Anerkennung seiner Lebensleistung verstehen. In den Jahren seit 1734 hatte er sich offenbar den Respekt seiner Mitbürger erworben. Leckes Amtszeit als Oberbürgermeister war insgesamt geprägt von einer guten Konjunkturlage, die sich in einer regen Bautätigkeit niederschlug. Wie er an mehreren Stellen seiner Schriften betonte, war Lecke stolz auf die während seiner Zeit als Oberbürgermeister erfolgten Bauten einer Vorstadt, des Rathauses und weiterer Baulichkeiten. Hinzu kam Leckes Einsatz für Handel und Gewerbe. Seine Aktivitäten in diesem Bereich setzten zwar in Iserlohn ein, beschränkten sich aber nicht darauf. Den ersten Nachweis bietet der von ihm 1724 besorgte Stapel für die Messingspangenmacher in Iserlohn, bei dem Lecke mit dem Drost von Neuhoff und dem Iserlohner Richter zur Megede zusammenarbeitete und der Starthilfe für ein florierendes Gewerbe bot.<sup>19</sup> Die Häuser in der Vorstadt vor dem Schützenhof wurden für Spangenschmiede gebaut. 1729/30 ließ Lecke im Raum nordwestlich von Iserlohn, bei Refflingsen, Oestrich und Grüne, nach Galmei schürfen und hierfür Mutungen bei Graf Moritz Casimir in Limburg einlegen.<sup>20</sup> Wahrscheinlich ist er schon von Kindesbeinen an mit dem Bergbau vertraut gewesen, denn im Jahr vor seiner Geburt, 1693, hatte ein adliger Interessent, Arnold Friedrich von Fresendorf, einen Galmeischacht im Garten von Vater Anton Lecke wieder geöffnet und Mutung eingelegt.<sup>21</sup> Beim Generaldirektorium in Berlin stellte Lecke im November 1730 eine Erfindung zum Abzug der giftigen Schwefeldämpfe aus den Galmeigruben vor.<sup>22</sup> Dennoch zerschlugen sich bald die Hoffnungen auf reiche Vorkommen, doch verfolgte Lecke den Abbau der Galmeivorkommen zeitlebens weiter. Die Gründung der Messinggewerkschaft 1750/51 diente der Ausbeutung und Verhüttung dieser Vorkommen. Lecke brachte hierzu den preußischen Fabrikkommissar Göring sowie mehr als ein halbes Dutzende Kaufleute aus Iserlohn zusammen. Die Messinggewerkschaft erhielt weitgehende Rechte im Amt Iserlohn

---

18 Zu den Auswirkungen des Siebenjährigen Kriegs auf die Grafschaft Mark vgl. Carl, wie Anm. 18.

19 Reininghaus, Kaufleute, wie Anm. 2, S. 142–149.

20 Ebd., S. 127–131.

21 Emil Dösseler, *Süderländische Geschichtsquellen und Forschungen*, Bd. 3, Werdohl 1958, S. 155 Nr. 377.

22 Ebd., S. 157 Nr. 383.

und im Gericht Hemer, sie erleichterte trotz der nicht gerade berauscheden Förderziffern Iserlohn den Einstieg in die Buntmetallproduktion.

Leckes auswärtiges Engagement und das anderer Iserlohner Kaufleute im Plettenberger Bergbau stand in unmittelbarem Zusammenhang mit der Gründung der Messinggewerkschaft, denn diese benötigte als Rohstoff neben dem Zinkkarbonat Galmei Kupfer.<sup>23</sup> Lecke übernahm die Rechte einer älteren Gewerkschaft am Bärenberg, wo seit dem Mittelalter Kupfer gefördert wurde. Er gab dem Bergwerk den Namen St. Caspar und ließ neue Gänge anlegen. Bald stockte der Abbau und kam 1761 völlig zum Erliegen. Darüber berichtete Lecke in seinen Schriften ebenso wenig wie über seinen Besitz an Steinkohlenzechen. Vor 1738 erwarb er eine Zeche in (Dortmund-) Wichlinghofen, der er den Namen seiner Frau Sophia gab. 1738, bei Einweihung des Bergamts Bochum, erschien er als einer der wichtigen Gewerken im Ruhrbergbau. 1746 verkaufte er die Zeche Sophia an den Großgewerken Dr. Funcke aus Sporbecke bei Hagen. Damit war sein Interesse am Steinkohlenbergbau noch nicht erloschen. 1770 legte er nochmals eine Mutung auf Zeche Nachtigall bei Hörde ein.<sup>24</sup>

Der Zechenbesitz um 1738 ist leicht zu erklären wegen der Lieferungen an die Saline bei Unna. Diese benötigte dringend Steinkohle zur Aufbereitung der Sole. Lecke hatte sich 1732 gegenüber dem preußischen Staat verpflichtet, den südlichen Teil der Grafschaft Mark mit Salz zu beliefern. Er ließ neue Bohrungen durchführen und gab 1734 dem Salzwerk den Namen, der heute noch geläufig ist: Königsborn.<sup>25</sup> Vier Jahre später verpflichtete er sich, auch den nördlichen Teil der Grafschaft Mark sowie Kleve und Geldern zu versorgen. Lecke hatte die Schwierigkeiten der Salzgewinnung bei Unna unterschätzt. Ein Süßwassereinbruch nach einem Erdbeben minderte 1744 den Solegehalt so sehr, dass er seinen Verpflichtungen nicht mehr nachkommen konnte. Lecke trat vom Vertrag mit dem preußischen Staat zurück und büßte dabei am Ende ca. 17.000 Rtlr. ein. Der Verlust hätte noch höher ausfallen können, wenn er nicht selbst ein halbes Jahr in Berlin mit der obersten preußischen Finanzbehörde verhandelt hätte, „damit ich mich von dem fatalen Werk entledigte und mein übriges Vermögen noch konservierte“. Warum ging Lecke solche Risiken ein? Er handelte wie andere seiner Zeit als ein „Entrepreneur“, der einiges wegen des möglichen Gewinns wagte, viel dabei verlieren konnte und tatsächlich auch verlor. Aus dem väterlichen und mütterlichen Erbe dürfte er genügend Reserven

---

23 Belege (auch für das Folgende): Reininghaus, Kaufleute, wie Anm. 2, S. 191 f.

24 Thomas Schilp (Hrsg.), Das Muth-, Verleih- und Bestätigungsbuch 1770–1773. Eine Quelle zur Frühgeschichte des Ruhrbergbaus, Dortmund 1993, S. 154.

25 Vgl. Willy Timm, Salz aus Unna. Von den Brockhauser Salzwerken zu Saline und Bad Königsborn, Unna 1989 (mit der älteren Literatur).



besessen haben, um trotz aller wirtschaftlicher Rückschläge den Lebensstil führen zu können, der einem Oberbürgermeister und Mitglied der Iserlohner Oberschicht angemessen war. Der Erwerb von Ländereien auf dem Ackenbrock 1740 und die weitere Ausgestaltung zum Anwesen „Casparstein“ mit einer „Plantage“ mit Baumhof, Hecken und Alleen in den folgenden Jahren zeigen, dass Lecke nicht unermögend war. Denn außerdem blieb das Stammhaus der Familie in bester Lage in der Unnaer Straße nach dem Umbau der Familie erhalten; 1767 hatte es sein Sohn und Nachfolger als Oberbürgermeister Reinhard Arnold bezogen. Weitgehend unbekannt ist die Tatsache, dass Lecke gemeinsam mit seinem Schwiegervater Johann Diedrich Brune von 1729 bis 1753 das Gut Apricke (heute in Hemer) besaß.<sup>26</sup>

Doch wie hat er seine Tätigkeit als Salinen- und Bergwerksunternehmer mit den amtlichen Funktionen vereinbaren und seinen Alltag bewältigen können? Lecke gibt hierauf keine Antwort in seinen Schriften. Vermutlich war er wie die Kaufleute auf dem Pferd unterwegs und pendelte bei Bedarf zwischen Iserlohn, Königsborn oder Plettenberg hin und her. Er dürfte ein unstetes Leben geführt haben. Die preußische Regierung hatte an der häufigen Ortsabwesenheit offenbar wenig auszusetzen, das Tagesgeschäft in der städtischen Administration oblag ohnehin dem städtischen Sekretär.

Der Wunsch am Ende des Siebenjährigen Krieges, mit nunmehr 67 Jahren ein geruhsames Leben zu führen, lässt sich nachvollziehen. Bereits seit 1752 war Lecke verwitwet und hatte sich daher um die große Schar seiner Kinder und Enkelkinder zu kümmern. Langeweile litt er als Emeritus wohl nicht. So griff er gelegentlich noch in Geschäfte der Verwaltung oder der Kaufmannschaft ein. Z. B. trat er bei der Grenzziehung zwischen Mark und Limburg 1768 neben seinem Sohn in quasi-amtlicher Eigenschaft auf. Auch kümmerte sich noch nach seiner Emeritierung um das Waisenhaus und führte damit ältere Pläne fort. 1763 hatte er König Friedrich II. vorgeschlagen, ein Waisenhaus mit einem „Fabriquenseminar“ zu verbinden und so den vielen armen Waisenkindern Beschäftigung zu bieten.<sup>27</sup> 1771 erfolgte die Grundsteinlegung. 1778 beaufsichtigte er gemeinsam mit seinem Schwager Caspar Diedrich Brune den Bau des neuen Messinghammers in der Oese bei Niederhemer.<sup>28</sup> Bei der Karriere seiner Söhne dürfte er aus dem Ruhestand heraus hinter den Kulissen einigen Einfluss geltend gemacht haben. Dabei machte er sich wiederum Feinde. Insbesondere die nicht zustande gekommene Wahl seines ältesten Sohns Theodor Anton zum Oberbürgermeister 1779 kränkte den Vater sehr. Ein Jahr spä-

26 August Busch, Zur Geschichte des adligen Hauses Apricke, in: Der Schlüssel 4 (1959), S. 1960/1.

27 Arno Herzig, Art. Waisenhaus (1760–1855), in: Götz Bettge (Hrsg.), Iserlohn-Lexikon, Iserlohn 1987, S. 367–370.

28 Autobiographie, p. 69.

ter sorgte sein Sohn Johann Franz für regelrechten Aufruhr. Als Nachfolger seines verstorbenen Bruders Reinhard Arnold hatte er als Pächter der Mühle die Abgaben für das Getreidemahlen ausgerechnet in einer Zeit erhöht, als der holländisch-englische Seekrieg die Exportgewerbe in Iserlohn vor eine schwere Belastungsprobe stellte.<sup>29</sup> Dagegen machten die Iserlohner Handwerker und die Gemeinheitsvorsteher mobil. Sie warfen J. F. Lecke vor, die Hammer Behörden „durch allerley sinistre Vorstellungen“ getäuscht zu haben. Lecke revanchierte sich dadurch, dass er die wichtigsten Kontrahenten als „Pöbel und „zu allem Frevel fähige Rebellen“ denunzierte. Er bedachte sie mit wenig schmeichelhaften Bemerkungen wie „ein dem Trunk ganz ergebener Hufschmit“ (Piepenstock) oder „ein oft überführten und boshafter Dieb“, dessen „Haus eine Schule des Lasters“ sei (Johann Heinrich Pühl). Wahrscheinlich wegen der falschen Parteinahme in einem dieser Konflikte wurde die Schwiegermutter seines Sohns Theodor Anton, die Witwe des Hofjägers Wissel, nachträglich aus dem Tagebuch gestrichen und fiel der *damnatio memoriae* heim.

Lecke hat bald nach der Übergabe der Rentei an seinen Sohn 1764 mit seinen Studien und darauf folgenden literarischen Aufzeichnungen begonnen. Die Autobiographie hat er wahrscheinlich schon vor 1770 abgeschlossen und schrieb sie anlässlich seines Geburtstags von Jahr zu Jahr fort. Lecke beschrieb seinen jeweiligen Gesundheitszustand, die Situation seiner Kinder und übrigen Geburtstagsgäste sowie chronikalisch besondere Ereignisse. Die letzten Eintragungen Leckes berühren auch noch den heutigen Leser, denn sie verraten etwas von der inneren Kraft des nunmehr 91jährigen. Sie datieren aus einer Zeit kurz vor seinem Tod: „1784 im November war starker Schnee. Frost bis Dezember durch in Januar 1785, der mich einer beschwerlichen Krankheit und Schwachheit erhielt“ (p. 59). Lecke starb am 16. Januar 1785.

Sieben Kinder, die das Erwachsenenalter erreichten, waren Johann Caspar Lecke und seiner Frau Anna Sophia beschieden. Der Lebensweg der Kinder verlief so wechselvoll wie der des Vaters. Der 1725 erstgeborene, nach den beiden Großvätern benannte Sohn *Diedrich Anton* studierte in Jena und Halle<sup>30</sup> und schlug wie sein Vater die Juristenlaufbahn ein. 1748 erwirkte sein Vater für ihn während der Verhandlungen in Kleve über die Justizreform die Advokatur in Hagen.<sup>31</sup> Daneben arbeitete er als Lehnrichter für das Haus Recke-Volmarstein. Von dort sollte er 1778 nach Iserlohn zurückkehren, um seinem verstorbenen Bruder Reinhard Arnold als Oberbürgermeister nachzufolgen.<sup>32</sup> Er war mit Mehrheit vom Rat gewählt,

29 Darstellung nach GSTA GD Mark Tit. XXXIII Nr. 2, Zitate fol. 76, 79, 82.

30 Chronik, p. 487.

31 Autobiographie, p. 45.

32 Reininghaus, wie Anm. 2, S. 454f.

begegnete aber hinhaltendem Widerstand mehrerer Kaufleute, die von der Partei Lecke abfielen und deshalb von Johann Caspar „aus meiner Freundschaft ausgestrichen“ wurden. In der Autobiographie notierte er: „Ich hinterlasse das Andenken dieser Bösewichter meinen Erben und dem Himmel die gerechte Bestrafung“. An Stelle des jüngeren Lecke wurde nach einem Jahr dauernden Streit Hermann Ludwig Zahn, Garnisonsauditeur in Wesel, eingesetzt. 1783 gelang es Diedrich Anton Lecke, doch noch in Iserlohn als Assistent Zahns Fuß zu fassen. 1790 starb er und hinterließ neun Kinder. Unter ihnen war Franz Arnold (1766–1832) der bekannteste und vielseitigste Sohn. Er sollte ursprünglich die Kaufmannslaufbahn antreten und ging nach Neuchâtel in die Lehre, studierte dann aber Jura in Halle und Bützow, arbeitete als Justizkommissar in Hagen, betrieb mehrere kleinere gewerbliche Anlagen, ließ sich auf dem Akenbrock und schließlich in der Grüne nieder. Seine Landschaftsbilder, darunter wild-romantische Szenen von Lenne und Hönne, wurden erst im späten 20. Jahrhundert wiederentdeckt, ebenso seine kleineren literarischen Werke, die er 1817 in der Zeitschrift Monatsrosen veröffentlichte.<sup>33</sup>

Leckes älteste Tochter *Elisabeth* (1728–1768) heiratete ebenbürtig den Meinerzhagener Ratsherrn Peter Nikolaus Wever, der aus einer alteingesessenen Juristenfamilie stammte, die zugleich über Besitz an Osemundrollen verfügte.<sup>34</sup> Die Enkelin Paulina besuchte ihren Großvater regelmäßig zu dessen Geburtstagen.

Der zweitälteste Sohn *Wilhelm* (1730–1782) ergriff wie sein Urgroßvater die militärische Laufbahn, stand zunächst als Leutnant in preußischen Diensten und wechselte 1773 ins Baltikum, wo er als russischer Rittmeister 1782 in Reval (Tallinn) starb. Zwischenzeitlich hatte er seit 1764 die Renteverwaltung von seinem Vater übernommen; möglicherweise war er verwundet aus dem Siebenjährigen Krieg heimgekehrt.

Der drittälteste Sohn, *Reinhard Arnold* (1735–1778) half seinem Vater in dessen letzten Lebensjahren bei der Bewältigung der Amtsgeschäfte und folgte ihm 1762 als Oberbürgermeister und übernahm von seinem Bruder Wilhelm die Rentei, die er bis zum Tod neben dem Oberbürgermeister-Amt innehatte. Offenbar war er der Lieblingssohn. Er heiratete noch im gleichen Jahr seine Kousine Johanna Maria Elisabeth Krupp; beider Mütter waren Schwestern aus dem Hause Brune. 1778 verwitwet, verlobte sich R. A. Lecke mit Polyxene Klöver, Tochter von Simeon Henrich Klöver, dem Chef des Hauses Klöver & Löbbbecke. Der plötzliche Tod nach

---

33 Bettge, Iserlohn-Lexikon, wie Anm. 27, S. 331; August Kracht, Die Künstlerfamilie Lecke, 1. Teil: Franz Arnold, in: Der Märker 1983, S. 111–117.

34 Vgl. Manfred Luda, Meinerzhagen einst ..., Meinerzhagen 1987; Petra Wiggengagen-Schütz, Meinerzhagen, Bd. 2: Vom Beginn der Reformation bis zum Ausbruch des 1. Weltkriegs 1914, Meinerzhagen o. J.; Dietrich Woeste, Der Osemund, Altena 1985.

einem Schlaganfall im Dezember 1778 traf den Vater schwer: „Durch Absterben dieses meines geliebten Sohnes ist mir viel Liebe und Vergnügen abgestorben“ (AB, p. 54).<sup>35</sup>

Der auf den Namen des Vaters getaufte viertälteste Sohn *Johann Caspar* (\* 1738) setzte die kaufmännische Tradition seiner Familie fort. Zwischen 1761 und 1772 war er Kopf der Kompagnie Gebr. Lecke mit seinem Bruder Reinhard Arnold als Teilhaber. Das Geschäftsfeld war der Textilhandel auf den deutschen Messen sowie in Amsterdam. 1767 heiratete er die jüngste Tochter von Johann Gisbert Reinhold, Anna Maria Elisabeth. Kurzfristig, von 1765 bis 1770, betrieb Lecke mit seinem Schwiegervater oder einem seiner Schwäger in Hagen eine Fayencemanufaktur.<sup>36</sup> Reinholds Kompagnie mit Lappenberg und Schmiemann war damals eine der bedeutendsten in Iserlohn, er selbst einer der reichsten Kaufleute der Stadt. Ihr Handel tendierte über die Nordseehäfen nach Übersee und dürfte auch Lecke angezogen haben. Er ließ sich in Hamburg nieder und begründete dort die Firma Lecke & Osenberg, die sich auf den Handel mit Kattun spezialisierte und dabei mit Augsburger Manufakturen zusammenarbeitete.<sup>37</sup> Von Hamburg aus streckte er seine Fühler an die amerikanische Ostküste aus. Welcher Lecke genau der in Philadelphia registrierten Tabakhandlung Firma Lecke und Melbeck angehörte, ist unklar. Entweder war es der jüngere Johann Caspar oder sein Neffe Carl, Sohn von Dietrich Arnold, von dem der Großvater 1775 notierte, er breche über Holland nach Amerika auf. 1790 erwarb Johann Caspar jr. an der Elbchaussee bei Blankenese das ehemalige Landgut des Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe für 18.000 Mark Dänisch Courant. Im Gegensatz zu seinem Schwiegervater Reinhold und dessen Söhne und Johann Heinrich Basse war sein Amerika-Engagement erfolgreicher verlaufen. 1794/95 bot er dem westfälischen Adel auf der Flucht vor den anrückenden Franzosen Asyl nördlich der Elbe an. Als Vermittler trat sein Schwager Johannes Rupe auf, der ebenfalls mit einer Reinhold-Tochter verheiratet war.<sup>38</sup> 1796 ließ sich J. C. Lecke in Bützow in Mecklenburg nieder.

*Johann Franz* Lecke (1743–1803) war weniger vom Glück begünstigt. Auch er betätigte sich als Kaufmann, aber mit sehr wechselhaftem Erfolg; die Übernahme der Rentei von seinem verstorbenen Bruder im Jahr 1778 diente vielleicht seiner wirtschaftlichen Absicherung. Der Seidenhandel zwischen 1766 und 1770 bewegte

35 Autobiographie, p. 54.

36 Nachweis bei Hildegard Hoffmann, *Handwerk und Manufaktur in Preußen 1769* (Das Taschenbuch Knyphausen), Berlin 1969, S. 149.

37 Für das Folgende vgl. Wilfried Reininghaus, *Ein westfälischer Kaufmann in Amerika 1783/84*.

Johann Heinrich Basses Bericht über seinen Konkurs in Philadelphia, Dortmund 2004, S. 25 f.

38 LAV NRW W Landsberg-Velen (Dep.) 26322.

sich im traditionellen Rahmen. Gleichzeitig legte er im Grünetal an der Bräke eine Garnbleiche sowie eine Fingerhutmühle an, in Iserlohn eine Barchentmanufaktur, die 1788 aber nach fünfjährigem Bestehen schon wieder einging. Als Teilhaber der Messinggewerkschaft übernahm er väterliches Erbe. Seinen Unternehmungen ging es nie richtig gut, die Fingerhutmühle 1804 verfallen, als Leckes Besitz aufgelöst wurde. Verheiratet auch er seit 1764 mit einer Kusine, nämlich der Tochter seines Onkels Johann Reinhard.

*Wilhelmina*, 1747 als jüngste Tochter Leckes geboren, heiratete 1781 Isaac Elias Bernard aus dem mecklenburgischen Residenz- und Universitätsstädtchen Bützow, Nachfahre einer Hugenottenfamilie. Wie diese entfernte Heirat zustande kam, ist nicht bekannt. Möglicherweise vermittelte sie der Bruder Johann Caspar von Hamburg aus, zog er doch selbst später nach Bützow. Da auch ihr Neffe Franz Arnold Lecke in Bützow studierte, wurde der Ort eine Art Fluchtpunkt der Familie Lecke.

## Eine Auswertung von Leckes Schriften

### Die genealogischen Tafeln und die Autobiographie

Die von Johann Caspar Lecke hinterlassenen Schriften fallen unter dem Blickwinkel der historischen Hilfswissenschaften unter mehrere Quellengattungen. Rein formal sind es zwei Werke: zum einen genealogische Tafeln (*Tabulae Genealogicae ...*), die um eine Autobiographie und chronikalische Nachrichten angereichert wurden, zum anderen die posthum so genannte „Chronik“.

Lecke schloss die genealogischen Tafeln einschließlich seiner Autobiographie 1769 ab. Er führte die begonnenen Aufzeichnungen bis kurz vor seinem Tod weiter, indem er besondere Ereignisse notierte und vor allem seine eigenen Geburtstagsfeiern ausführlich beschrieb. Die Kombination von genealogischen Tafeln und Autobiographie geschah natürlich nicht ohne Absicht. Einleitend verstand Lecke sie als eine Anweisung an seine Nachkommen, um ihnen in Erinnerung zu rufen, dass sie aus einer alten Honoratioren-Familie stammten, „besonders aber [um] zu lernen, sich durch ihre Auffindung einer Verwandtschaft würdig zu machen, die die letzteren Jahrhunderte die Ehre gehabt, unter die Honoratioren der Bürgerschaft und daher zu den vornehmsten Stadtbedienungen gezogen zu werden“.<sup>39</sup> In dieser Absicht rekonstruierte Lecke 28 Stammlisten von Familien, mit denen er oder seine Kinder verwandt und verschwägert waren oder deren Namen er in den von ihm ausgewerteten Quellen gefunden hatte. Weiter als bis 1560 kam er allerdings nicht zurück, weil Stadtbrände, militärische Belagerungen und Plünderungen älteres Ma-

---

<sup>39</sup> Autobiographie, p. 2.



Abb. 1:  
Deckblatt der genealogischen und biographischen  
Aufzeichnungen von Johann Caspar Lecke

terial vernichtet hatten. Vor diesem Hintergrund wird die Erwähnung eines Soester Ratssekretärs angeblich namens Lecke verständlich, der während der Soester Fehde 1445 als Sekretär diente. Die vermutete Verwandtschaft gehört aber in das Reich der Legende. Denn der Schreiber und ursprüngliche Verfasser des Kriegstagebuchs der Soester Fehde hieß Bartolomäus van der Lake; eine genealogische Verbindung zu den Leckes aus Iserlohn ist durch nichts zu beweisen.<sup>40</sup> Immerhin ist zu bemerken, dass Lecke von diesem – in mehreren Fassungen überlieferten – Soester Kriegstagebuch Kenntnis gehabt hat. Er muss also Quellenforschung außerhalb Iserlohns betrieben haben. Unter den Geschichtsschreibern kannte er neben von Steinen Levold von Northof und Hermann Witte.

Lecke stellte seine genealogischen Untersuchungen unter das Motto „Nosce te ipsum“, das aus der antiken griechischen Philosophie stammte, immer wieder aktiviert wurde und einigen Einfluss auf das philosophisch-praktische Denken in Leckes Gegenwart gewann.<sup>41</sup> Es ist müßig zu spekulieren, wo Lecke diesen Leitspruch

40 Die Chroniken deutscher Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert, Bd. 21: Die Chroniken der westfälischen und niederrheinischen Städte, Bd. 2: Soest, Leipzig 1889, S. XXI–XXVIII. Lecke bezieht sich wohl auf die ebd., S. 76 edierte Stelle, in der Gobel Rosel und van der Lake gemeinsam erwähnt werden.

41 Peggy Pawlowski, „... sich genügen im Geheimen für das Gute zu wirken“. Der Beitrag Johann Adam Weishaupts zur Pädagogik des Illuminatismus, Diss. phil. Jena 2004, S. 66; Ulrike Santozki, Die Bedeutung antiker Theorien für die Genese und Systematik von Kants Philosophie. Eine Analyse der drei Kritiken, Diss. phil. Marburg 2004.

aufnahm, schon auf dem Iserlohner Gymnasium bei Forstmann oder erst in Halle in den Vorlesungen von Wolff oder Thomasius. Wichtig ist, in welcher Weise er es nutzte, um seine Genealogien und Autobiographie theoretisch zu fundieren. Er verwandte es zur eigenen Beschreibung als „Glied menschlicher Gesellschaft“ und setzte sich damit in Bezug zum „Geburtsort“, „Vaterland“ und zu seiner „Familie“. Damit waren jene drei Topoi benannt, die ihm halfen, seinen Stoff zu strukturieren. In ähnlicher Weise begründete er auch einleitend die Stadtbeschreibung, wobei er sich dort nicht auf Platon oder Sokrates berief, sondern auf ein Zitat aus einem der Briefe Ovids aus der Verbannung am Schwarzen Meer. Während er die Iserlohner Stadtbeschreibung stärker auf seine Tätigkeit als Oberbürgermeister, sein „Konsulat“, abstellte, war den genealogischen Tabellen eine Theorie der „Honoratioren“ unterlegt. Lecke schob an späterer Stelle<sup>42</sup> nämlich eine Rechtfertigung darüber nach, warum er zur Abfassung der Tabellen überhaupt Recherchen angestellt hatte. Die eigene Familie, obwohl nicht mit allen verwandt, gehörte zum Kreis der Honoratioren, die seit mehreren Jahrhunderten aus der Iserlohner Bürgerschaft herausragten. Zu den Honoratioren gehörten die Ratsherren und -sekretäre, die Markenbeerbtin und die Kirchmeister, die Lecke namentlich aufführte. Er schließt die Veränderung durch die preußischen Reformen des 18. Jahrhundert nahtlos an und reiht auf diese Weise die eigene Person und seine Söhne bei ihren geglückten oder missglückten Versuchen, Bürgermeister zu werden, in die Tradition der Honoratioren ein. Sie ist nicht ungebrochen, weil die Modalitäten der Wahl modifiziert wurden. Hieraus entsteht eine Schilderung, wie korrupt das alte System war. Die Staatsräson erforderte, „Küfereien und Schmausereien“ bei den Wahlen abzuschaffen und zu fragen, „warum das rathäusliche Wesen reduziert“ werden musste. Leckes Haltung schwankte, denn wegen des Ausscheidens seines Vaters aus dem Rat trauerte er den alten Verhältnissen hinterher. Zugleich musste er anerkennen, dass die Reform ihre Berechtigung hatte; schließlich hatte er davon profitiert.

Bemerkenswert ist, dass Lecke mit „Honoratioren“ 1769 einen Begriff verwandte, der erst zu seinen Lebzeiten in den deutschen Sprachgebrauch einging. Grimms Wörterbuch weist nur einen Beleg aus Jean Pauls Unsichtbarer Loge (1793) nach, der sich deckt mit Leckes Sprachgebrauch: „die höheren Schichten eines bürgerlichen Gemeinwesens in gesellschaftlicher Beziehung“.<sup>43</sup> In der Geschichtswissenschaft wurde der Begriff „Honoratioren“ um 1930 durch Friedrich von Klocke eingeführt.<sup>44</sup> In seiner posthum veröffentlichten Habilitationsschrift über das Werler Patriziat grenzte er das in sich fest gefügte Patriziat vom Honoratiorentum ab, das

42 Autobiographie, p. 64–67.

43 Grimms Wörterbuch, Bd. 10, Sp. 1794.

44 Friedrich von Klocke, Das Patriziatsproblem und die Werler Erbsälzer, Münster 1965, S. 12, 48.

als bürgerliche Oberschicht sozial weitaus flexibler war, deswegen aber auch nicht zu wirklicher Einigkeit kam. Deutlich grenzten sich Kaufleute von Handwerkern ab. In Iserlohn, so von Klocke, sei es nie zu einem Patriziat gekommen.

Die Autobiographie selbst, die Schilderung seines Lebens von der Ausbildung in Iserlohn bis zum Ausscheiden als Oberbürgermeister, ist schmuck- und emotionslos erzählt und reiht Fakt auf Fakt. Erst bei der späteren Darstellung der Geburtstagsfeiern zügelte Lecke seine Feder nicht mehr. Er beklagte laut den frühen Tod seines Lieblingssohns Reinhard Anton, freute sich über die Aufführungen seiner Enkel ihm zu Ehren ebenso wie über das gute Essen an diesem Festtage und die Huldigungen, die er entgegennahm. Die gescheiterte Kandidatur des ältesten Sohnes 1779 weckte den Zorn des Greises.

Gattungsgeschichtlich gehören die *Tabulae Genealogicae* zum einen zu den Haus- und Familienbüchern, die sich dadurch auszeichnen, dass die Verfasser „ihre Aufzeichnungen in erster Linie für die Kinder und Nachkommen“ bestimmten. Bei Lecke trifft ein weiteres Merkmal der Haus- und Familienbücher in besonderer Weise: „Durch die Übernahme der exklusiven Rolle bei der Rekonstruktion und Weitergabe der Familientradition beanspruchten die schreibenden Hausväter für sich ... die alleinige Autorität, festzulegen, wer zur Familie und Verwandtschaft, zum Haus und zu seinen Klienten gehörte“.<sup>45</sup>

Zum anderen ist die eingeschobene Autobiographie unter dem Titel „Personalial: Meines Lebens Handel, Wandel, auch einiger Schicksale kurze Beschreibung“ eines der Selbstzeugnisse oder Ego-Dokumente, definiert als „jene Quellen, in denen ein Mensch Auskunft über sich selbst gibt“.<sup>46</sup> Da wir unterstellen dürfen, dass Verfasser von Selbstzeugnissen, bewusst oder unbewusst, ihre eigene Person maskieren und konstruieren, müssen uns die Auslassungen und Lücken interessieren. Worin unterscheidet sich Leckes Autobiographie von der oben aus den vorhandenen Akten rekonstruierten Vita des Oberbürgermeisters? Wir erfahren kaum etwas von Leckes Missgeschick mit der Saline in Königsborn. Die meisten seiner übrigen Bergwerksunternehmungen erwähnt er nicht. Hat sie Lecke verdrängt oder vergessen? Wahrscheinlich brachten sie keinen großen Erfolg und betrafen obendrein Gebiete

45 Birgit Studt, Erinnerung und Identität. Die Repräsentation städtischer Eliten in spätmittelalterlichen Haus- und Familienbüchern, in: dies. (Hrsg.), Haus- und Familienbücher in der städtischen Gesellschaft des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit, Köln/Weimar/Wien 2007, S. 1–31, Zitate 27, 27f.

46 Winfried Schulze (Hrsg.), Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte, Berlin 1996, S. 21; Kaspar von Greyerz/Hans Medick/Patrice Veit (Hrsg.), Von der dargestellten Person zum erinnerten Ich. Europäische Selbstzeugnisse als historische Quellen (1500–1850), Köln/Weimar/Wien 2001; Andreas Rutz, Ego-Dokument oder Ich-Konstruktion. Selbstzeugnisse als Quellen zur Erforschung des frühneuzeitlichen Menschen, in: Zeitenblicke 1 (2002) Nr. 2, <http://www.zeitenblicke.historicum.net/2002/02/rutz/index.html> [Stand: 10.11.2010].



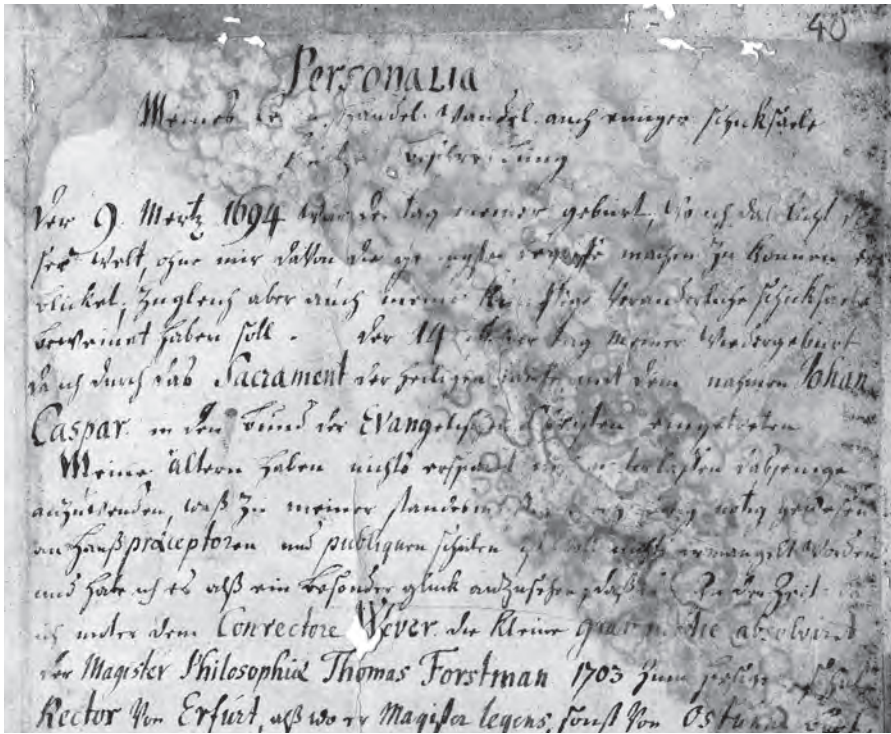


Abb. 2: Erste Seite der autobiographischen Aufzeichnungen (Ausschnitt).

außerhalb Iserlohns, so dass Lecke sie in seiner Lebensbilanz fehlen lassen konnte, ohne dass es auffiel. Königsborn konnte er dagegen nicht verschweigen.

### Die sogenannte „Chronik“: eine historische Beschreibung der Stadt Iserlohn

Das zweite hier edierte Werk Leckes, die sogenannte Chronik, genügt schon auf den ersten Blick nicht den Kriterien dieser Gattung. Den Namen „Chronik“ erhielt sie durch Wilhelm Schulte anlässlich des (unzureichenden) Abdrucks 1920/21.<sup>47</sup> Er gab dafür keine nähere Begründung und bemühte sich auch nicht um eine Analyse des Inhalts. Möglicherweise stand bei der Namensgebung die 1861 veröffentlichte „Chronik der Stadt Iserlohn“ durch Leckes Urenkel Robert Pate. Ro-

47 Wilhelm Schulte (Hrsg.), Johann Caspar Lecke, Chronik der Stadt Iserlohn, in: Heimat. Monatsblatt für die Geschichte des märkischen und kölnischen Sauerlandes 4 (1920) bis 6 (1921); ders., Iserlohn, Bd. 1, 1937, S. 337.

bert Lecke hatte darin teilweise die Schrift seines Vorfahren ausgewertet.<sup>48</sup> Johann Caspar Lecke selbst gab seiner Schrift keinen Titel, sondern verwies in den *Tabulae genealogica* auf die gleichzeitig entstehende „historische Beschreibung der Stadt Iserlohn“.<sup>49</sup> Diesen Namen sollte man eigentlich gebrauchen, wäre nicht die Bezeichnung „Chronik“ in der Iserlohner Stadtgeschichtsforschung fest eingebürgert.

Von einer Chronik als einem Text, der die Ereignisse in zeitlicher Reihenfolge darstellt, unterscheidet sich Leckes Schrift erheblich.<sup>50</sup> Er gliederte den Text nämlich primär nach sachlichen Gesichtspunkten in zehn Kapitel. Zwar beginnt er mit den Anfängen der Stadt (Kapitel 1), doch ist das zweite Kapitel der Lage der Stadt gewidmet. Kapitel 3 beschreibt die Topographie der Stadt vor dem Brand 1712, Kapitel 4 die Einwohner von Stadt und Amt Iserlohn, überwiegend in älterer Zeit. Das fünfte Kapitel sollte die Verwaltung der Stadt vor und nach 1718 darstellen; tatsächlich schrieb Lecke nur eine Geschichte des Justizwesens in Iserlohn. Kapitel 6 bis 8 sind Handel und Gewerbe gewidmet. Lecke unterteilte dabei nach Wirtschaftssektoren und beschloss diesen Teil mit einer Geschichte der Iserlohner Kaufmannschaft. Diese unterschied theoretisch in mehrere Abschnitte: bis 1673, bis 1700 und dann bis zur Gegenwart. Ein neuntes Kapitel sollte den Handel nach Regionen gliedern. Kapitel 10 war mit „widrige Schicksale“ überschrieben. Lecke hat die geplante Gliederung nicht komplett ausfüllen können. Das Kapitel über die Verwaltung fehlt ebenso wie die Darstellung des Kapitels 9. Insofern ist der Gesamttext Fragment geblieben. Kapitel 10 wird in den *Tabulae genealogicae* fortgesetzt. Lecke begann die Abfassung des Textes nach dem Ausscheiden als Bürgermeister und hat zeit seines Lebens daran weitergearbeitet. Er sah eine spätere Drucklegung ausdrücklich vor<sup>51</sup>, hielt sie aber noch für verfrüht, ohne dies näher zu begründen. Auffällig ist der Unterschied zu jener Chronik, die in der Nachbarstadt Altena Matthias Dulläus (1643–1721) schrieb und die zwischen 1660 und 1704 tatsächlich chronologisch angelegt ist. Auch Dulläus war Bürgermeister und zitierte im Gegensatz zu Lecke direkt aus den Ratsprotokollen.<sup>52</sup>

Diese Stoffgliederung und ihre spätere Bewältigung vor Augen, reiht sich Leckes Text eher in die Gattung der frühneuzeitlichen Stadtbeschreibungen ein als in die

48 Robert Lecke, *Chronik der Stadt Iserlohn und ihrer wichtigsten Nachbarorte*, Iserlohn (ca. 1861).

49 *Autobiographie*, p. 42.

50 Peter Wolf, *Bilder und Vorstellungen vom Mittelalter. Regensburger Stadtchroniken der Frühen Neuzeit*, Tübingen 1999, S. 62 ff. betont zu Recht das Gewicht der Konzept und der Ordnung der Texte.

51 *Chronik*, S. 29.

52 Wilfried Reininghaus, *Zeugnisse eines Überganges*, wie Anm. 4.

der Chroniken.<sup>53</sup> Nach E. Kleinschmidt leiteten die Humanisten Stadtbeschreibungen aus der Antike ab und verbanden damit rhetorisch Topographie und identifikatorische Absicht. Die „affektive Intention“ der Schreiber zielte auf ein Lob ihrer Stadt, auf deren Bürger und auf die Außenwirkung.

Ähnliche Motive besaßen allerdings auch Verfasser von Städtechroniken, die als Exponenten städtischer Geschichtsschreibung derzeit die Aufmerksamkeit der Historiographiegeschichte auf sich ziehen.<sup>54</sup> Gerade bei Lecke finden wir wie bei anderen Autoren der Frühneuzeit das Motiv der Sicherung der Überlieferung, die ansonsten verloren gehen konnte.<sup>55</sup> Insofern war er gebunden an die besondere Überlieferungssituation in Iserlohn, die ihn zum Abfassen seines Werks förmlich nötigte. Lecke mag unter dem Einfluss einer sich verändernden Kaufmannschaft ein besonderes Gespür für Brüche in der historischen Entwicklung entfaltet haben und sah sich deshalb aufgefordert, zur Erinnerungskultur der Stadt beizutragen.<sup>56</sup> Das persönliche Erleben, d. h. das Aufheben der alten Ratsverfassung und die Justizreform, formten sein Epochenbewusstsein und sein Geschichtsbild.<sup>57</sup> Seine aktive Rolle in diesem Prozess schuf einen Bedarf an Selbstdarstellung, den er in den Jahren nach 1762 systematisch abarbeitete.<sup>58</sup> Er nahm dabei zwar konsequent die Position eines Autors ein, der formal die Vergangenheit beschrieb. Lecke schrieb deshalb keine Chronik in amtlichem Auftrag. Doch ließ er zugleich keinen Zweifel, dass der in der Vergangenheit angestoßene Wandel noch seine Gegenwart prägte.<sup>59</sup>

Lecke hat, für den Leser nachvollziehbar, seine Motive festgehalten. Ein unmittelbarer Impuls zu schreiben muss die in den 1760er Jahren und noch danach virulente

---

53 Erich Kleinschmidt, *Textstädte – Stadtbeschreibung im frühneuzeitlichen Deutschland*, in: Wolfgang Behringer/Bernd Roock (Hrsg.), *Das Bild der Städte in der Neuzeit (1400–1800)*, München 1999, S. 73–80.

54 Einen Überblick bietet Susanne Rau/Birgit Studt (Hrsg.), *Geschichte schreiben. Ein Quellen- und Studienhandbuch zur Historiografie (ca. 1350–1750)*, Berlin 2010 (mit ausführlicher Bibliographie).

55 Heiko Droste, *Schreiben über Lüneburg. Wandel von Funktion und Gebrauchssituation der Lüneburger Historiographie (1350 bis 1639)*, Hannover 2000, S. 379; Regula Schmid, *Die Chronik im Archiv. Amtliche Geschichtsschreibung und ihre Gebrauchspotential im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit*, in: *Das Mittelalter 5* (2000), 2, S. 115–138.

56 Werner Rösener (Hrsg.), *Adelige und bürgerliche Erinnerungskulturen des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit*, Göttingen 2001; Thomas Fuchs, *Traditionsstiftung und Erinnerungspolitik. Geschichtsschreibung in Hessen in der Frühen Neuzeit*, Kassel 2002.

57 Wolf (Anm. 50).

58 Es gibt mehrere Textstellen, die als sekundäre Datierungsmerkmale dienen, so die Erwähnung des Jahres 1768 in der Chronik, p. 123. Diese Stelle ist nahtlos in den Text integriert, also muss sie Lecke nach 1768 geschrieben haben. Ebd., p. 110 muss Lecke 1767 geschrieben haben („voriges Jahr 1766“). Auf p. 408 erwähnt er den noch lebenden Johann Dietrich von der Becke, der 1767 starb.

59 Vgl. Fuchs, *Traditionsstiftung* (Anm. 56), S. 23.

Kritik am Westfalen-Bild gewesen sein, das Voltaires *Candide* vermittelte.<sup>60</sup> Ohne den Namen Voltaire zu nennen, bezog sich Lecke im ersten Satz seines Textes auf „unrichtige ... bis gar barbarisch-spöttische Beschreibungen des Landes und der Einwohner“, die ihn „alß einen echten und aufrichtigen Westpfälinger zu diesem Versuch bewogen“ haben. Schon im nächsten Satz wandte sich Lecke mittels eines Ovid-Zitats seinem Geburtsort zu, wiederum ohne Iserlohn als sein *natale solum* zu benennen. Er sah sich hier in einer Kette der Generationen eingebunden und empfand als einen Akt der Dankbarkeit, die Geschichte dieses Orts „der Nachwelt bekand zu machen“. Er verband das mit einem Rechenschaftsbericht über die Jahre seiner Amtsausübung. Diese Motive zeigen die enge Verzahnung beider Texte miteinander auf, denn sie waren ihnen jeweils gemeinsam. Leckes Stadtbeschreibung konzentrierte sich auf die historischen Anfänge, die natürliche, ökonomische und politische Lage Iserlohns, wobei er den *florissanten Stand* zur Mitte des 18. Jahrhunderts als Dreh- und Angelpunkt der Darstellung betrachtete. Didaktische Absichten waren unterlegt. Aufgrund seiner Erfahrungen wolle er aufschreiben und nachweisen, „wie dieses oeconomische und politische Stadtwesen unterhalten, ausgebessert und vermehret werden können“. Lecke vertrat noch die Ansicht, dass die Geschichte Lehren für die Nachgeborenen bereithalte und begann später ganze Absätze mit den Worten: „Die Historie lehret uns ...“.<sup>61</sup>

Lecke ließ es an kritischer Würdigung der überkommenen Dokumente nicht fehlen und machte die methodischen Implikationen seines Textes transparent. Individualität als ein Leitprinzip und zugleich der eigenen Leidenschaft beim Schreiben und Bemühen, „zur Ausbesserung der Historie“ beizutragen, waren Lecke wichtig. Als seinen Kontrahenten sah er den Frömerner Pfarrer Johann Diedrich von Steinen, auf dessen mehrbändige *Westfälische Geschichte* einschließlich der Vorarbeiten er immer wieder zurückgriff. Er selbst hatte von Steinen mit Auskünften gedient, war aber mit dessen Darstellung der Iserlohner Geschichte aus dem Jahr 1755 höchst unzufrieden.<sup>62</sup> Zum einen sah er darin die Einflechtung von Geschlechtsregistern,

60 Allgemein: Ernst Hinrichs/Roland Krebs/Ute van Runset, „Pardon, mon cher Voltaire ...“ Drei Essays zu Voltaire in Deutschland, Göttingen 1998; York-Gothard Mix, Nationale Selbst- und Fremdbilder in Mode und Alamode-Kritik des ‚Hinkenden Boten‘ und anderer populärer Kalender des 18. Jahrhunderts, in: Internationales Archiv zur Sozialgeschichte der deutschen Literatur 26 (2001), 2, S. 56–71; speziell zu Westfalen: Paul Propst, Westfalen in der Kritik des 18. Jahrhunderts, Köln 1912; Alfred Heggen, Voltaires Urteils über Westfalen, in: *Westfälische Zeitschrift* 140 (1990), S. 279–283.

61 Vgl. Reinhart Koselleck, *Historia Magistra Vitae. Über die Auflösung des Topos neuzeitlich bewegter Geschichte*, in: ders., *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt 1984, S. 38–66.

62 Johann Diedrich von Steinen, *Westphälische Geschichte. Erster Teil, drittes Stück: Historie des Amts Iserlohn, Lemgo 1755*, S. 895f. Zitat aus einem Schreiben Leckes an von Steinen zum Bergbau in und bei Iserlohn.

die mit Iserlohn nichts zu tun hatten, als höchst störend an. Zum anderen widerlegte er von Steinen immer dort, wo es notwendig und auch möglich erschien. Dazu betrieb Lecke selbst „Oral History“ bei älteren Mitbewohnern und wertete Urkunden und Akten aus den städtischen und kirchlichen Registraturen aus. Rechnungen der Kämmererei und der Kirche, Ratsprotokolle, Zunft- und Gildebriefe und Pachtverträge führte er in den *Tabulae genealogicae* unter den benutzten Quellen auf. Für die Stadtbeschreibung nutzte er Gebäude, deren Ausgestaltung und Inschriften als Material für seine Zwecke. Auf eine eigene Iserlohner Chronistik konnte sich Lecke nicht stützen. Jedenfalls zitiert er nichts außer der von Steinen edierten knappen *Iserlohnsium Notabilium annotatio* des Johann Hermann zur Megede, die zwischen 1672 und 1677 entstand.<sup>63</sup>

Will man überprüfen, ob und wie Lecke seine eigenen Vorgaben erfüllte, so eignete sich die Darstellung der mittelalterlichen Iserlohner Stadtgeschichte am besten zur Prüfung. Kapitel 1 beginnt mit einer Kritik von Steinens, dem er vorwirft, nach Gelenius die Anfänge der Stadt Iserlohn fälschlich in das Jahr 1225 verlegt zu haben. Vorher sei es ein Dorf gewesen und habe den Herren von der Lohn gehört, behauptete Lecke. Er muss von Steinen – mit Absicht oder irrtümlich falsch – ausgelegt haben, denn dort steht nur etwas von der Lage Iserlohns, die nach einer von Gelenius exzerpierten Textstelle in der Vita S. Engelberti drei Stunden von Gevelsberg entfernt gewesen sein soll. Von Steinen verwarf die Nennung Iserlohns in den Rasteder Annalen als falsch, um dann – trotz einiger später geäußerter Bedenken – zu schreiben: „Anfänglich, und als dieses Ort noch ein Dorf gewesen ist, hat er den Herrn von Lohn gehört“. Lecke hält dagegen, dass wegen Altenas Gründung im 11. Jahrhundert auch Iserlohn vor 1225, der bei von Steinen selbst überhaupt nicht genannten Zahl, eine Stadt gewesen sein muss. Hinsichtlich Altenas griff er auf Levold von Northof, der die Gründung von Altena von einem römischen Geschlecht, den Orsini, zu Zeiten Kaiser Ottos III. ableitete.<sup>64</sup> Er leitete Iserlohns Frühgeschichte quasi reichsgeschichtlich ab, indem er sie in Beziehung brachte zur Eroberung der Syburg 775 durch Karl den Großen. In der Folge sei das Umland als Reichsgut verteilt worden. Diesen Prozess hielt er im 12. Jahrhundert schon für abgeschlossen. Der Zugehörigkeit Iserlohns zur Grafschaft Mark näherte er sich retrospektiv. Er zitiert das bei von Steinen abgedruckte Privileg von 1278 und sieht eine kräftige

63 Druck bei von Steinen, *Geschichte*, wie Anm. 62, S. 1063–1071, Hinweise zur Datierung auf S. 1071.

64 Hermann Flebbe (Hrsg.), *Levold von Northoff, Die Chronik der Grafen von der Mark*, Münster/Köln 1955, S. 58f. Diese Gründungssage wurde später von Gert van der Schuren in seiner klevischen Chronik wieder aufgegriffen, vgl. Peter Johaneck, *Die Schreiber und die Vergangenheit. Zur Entfaltung einer dynastischen Geschichtsschreibung an den Fürstenhöfen des 15. Jahrhunderts*, in: Hagen Keller/Klaus Grubmüller/Nikolaus Staubach (Hrsg.), *Pragmatische Schriftlichkeit im Mittelalter. Erscheinungsformen und Entwicklungsstufen*, München 1992, S. 195–210, 200.

Bestätigung für seine Theorie von der Gründung vor 1225 in den Freiheiten, die Schwerte 1242 nach Iserlohner Vorbild bekommen haben soll. Lecke saß hierbei freilich einem Irrtum von Steinens auf, der das Jahr 1397 mit 1242 verwechselte und damit in der Schwerte wie in der Iserlohner Stadtgeschichtsschreibung einige Verwirrung stiftete.<sup>65</sup> Noch Wilhelm Schulte sah 1937 von Steinens (und Leckes) Behauptung als erwiesen an.<sup>66</sup> Die Rolle der Burgmannen in der Stadt wie auch die älteren Nachrichten über die Ratsherrn, jeweils aus dem 14. Jahrhundert, nimmt Lecke als Beweis für Iserlohns Status als Stadt (*oppidum*) und nicht als Dorf.

Halten wir für einen Moment inne und würdigen Leckes Methodik. Er betrieb für die ältere Zeit keine eigenen Quellenforschungen außerhalb Iserlohns, sondern wägte veröffentlichte Meinungen auf ihre Plausibilität gegeneinander ab. Von Steinen wies er an dessen eigenen Texten einander widersprechende Meinungen nach. Der hier erfolgende Rückgriff auf die frühmittelalterliche Geschichte sollte von Möser und Kindlinger noch zu Lebzeiten Leckes systematisch betrieben werden.<sup>67</sup> Lecke selbst scheint von Möser's historischen Schriften aber nichts gelesen zu haben.

Den Namen der Stadt teilte Lecke wohl zu Recht in zwei Bestandteile, „Iser“ und „Lohn“, auf.<sup>68</sup> Die moderne Deutung „Iser“ = „Eisen“ erschien bereits Lecke wegen der alten Eisenverhüttung um Iserlohn plausibel. Bei „Lohn“ verweigerte er sich mit guten Gründen einer Ableitung von den Herren von Lohn. Er folgte aber nicht der heute gängigen Deutung „Lohn“ = „Wald“, sondern meinte die älteren Schreibweisen „-löen“ oder „-loen“ mit löten oder läutern für schmelzen in Verbindung bringen zu können. Er zog dazu Urkunden und Amtsbücher seit 1338 heran.

Kapitel 2 über die Lage der Stadt ist das umfangreichste im gesamten Werk. Lecke verließ sich darin auf seine Ortskenntnisse und die eigenen Erinnerungen sowie eingestreuete Abschriften aus Originalquellen, meistens aus dem 17. Jahrhundert. Dabei kam er gelegentlich auf die ältere Zeit zurück, denn im Abschnitt über die Stadtjagd zog er eine Verbindung über die „Freyheiten und Lebensarten ... der alten Teutschen, besonders Westphälینگern“ zu den Iserlohner Burgmännern

65 Von Steinen I/5. Stück, S. 1428.

66 Schulte, Iserlohn, wie Anm. 13, Bd. 1, S. 5, Bd. 2, S. 583 Anm. 32 schon mit Zweifeln („einziger, nicht zweifelsfreier Nachweis“ bei von Steinen).

67 Vgl. Walter Gockeln, Johannes Nikolaus Kindlinger. Sammler, Archivar und Historiograph in der Nachfolge Justus Möser's, in: Westfälische Zeitschrift 120 (1970), S. 11–201, 121 (1971), S. 37–70; Bernd Mütter, Die Geschichtswissenschaft in Münster zwischen Aufklärung und Historismus, Münster 1980, S. 89–123; am Beispiel eines Möser- und Kindlinger-Epigonon Wilfried Reininghaus, Die historischen Arbeiten des Elseyer Pfarrers Johann Friedrich Möller. Ein Beitrag zur westfälischen Landesgeschichtsschreibung um 1800, in: Westfälische Zeitschrift 144 (1994), S. 135–166.

68 Leopold Schütte, Art. Iserlohn, in: Bettge, Iserlohn-Lexikon, wie Anm. 27, S. 55 f.

und dem was sie der Stadt und ihrer Bürgerschaft hinterlassen haben sollen.<sup>69</sup> Den Abschnitt über die Fischerei nutzte Lecke, um den Tod von Bürgermeister Duisberg 1630 aufzuhellen. Ein Höhepunkt des gesamten Werks ist die Beschreibung der Bergwerke in der Iserlohner Stadtfeldmark und im Amt Iserlohn. Lecke schildert dieses Revier mit seinen Eisen-, Blei-, Galmei- und Kupfergruben weitgehend aus eigener Anschauung. Er vermutete dabei im Felsenmeer „eine Bergarbeit von mehr als tausenden Jahren“. Weil archäologische Methoden, die diese Datierung bestätigten, erst im späten 20. Jahrhundert zur Verfügung standen, muss man Leckes Einschätzungen mit Respekt zur Kenntnis nehmen. Deshalb dürfen wir auch den Nachrichten über die Versuche auf Galmei zwischen 1591 und 1638 Glauben schenken.

Das eingeschobene Kapitel über die Iserlohner Justiz rekonstruiert zum einen aus älteren erhaltenen Gerichtsprotokollen die Zuständigkeit des Ratsgerichts vor 1718. Zum anderen speist es sich aus Leckes Erinnerung. Es enthält wiederum einen Seitenhieb auf die Familie Pütter/Sümmermann und schildert dann ausführlich die Auswirkungen auf Coccejis Reform.

Die Kapitel über Iserlohns Topographie vor und nach dem Stadtbrand von 1712 liefert für die ältere Zeit reiches Material zu Kirchen (einschließlich der Glocken und ihrer Inschriften), Schulen und Privathäusern. Lecke führte hier noch einmal seine Vermutungen über die Einbeziehungen Iserlohns in die Sachsenkriege Karls an. Nach Pfarrer Caspar Diedrich Varnhagen und von Steinen beteiligte er sich an der Deutung eines Kopfes auf einer Außenwand der Bauernkirche. Er sei weder Roland noch der Kirchenpatron Pankratius gewesen. Anlässlich der Erwähnung eines Siechenhauses außerhalb des Unnaer Tors erwähnt Lecke ein einziges Mal die Reformation, deren Einführung im 16. Jahrhundert den Wegfall der Bettelwohnungen veranlasst habe. Diese Leerstelle fällt auf; möglicherweise sah Lecke keine Notwendigkeit, weil von Steinen darüber ausführlich berichtet hatte. Oder er verzichtete darauf in Arbeitsteilung mit Pfarrer Theophil Jacob Griesenbeck, der gleichzeitig mit ihm eine Chronik der Iserlohner Kirchen schrieb.<sup>70</sup> Leckes Wertschätzung der Reformation schlug sich nieder in einem Vermächtnis. 1785 stifteten er oder seine Erben ein Sammelbild der Reformatoren Hus, Luther, Melanchthon und Calvin für die Oberste Stadtkirche.

Die Beschreibung der Bauten nach 1712 geriet Lecke zu einer Leistungsbilanz seiner Zeit als Bürgermeister. Zwar würdigte er den Zusammenhang zwischen dem wirtschaftlichen Wachstum und der modernen Weise mit „schönsten massiven stei-

---

69 Chronik, p. 118, 148.

70 Schulte, wie Anm. 13, Bd. 2, S. 378f.



nernen Häusern“, die zwischen Rhein und Weser ihresgleichen suchten. Den Bau öffentlicher Gebäude brachte Lecke mit seinem Konsulat in Verbindung. Er konnte das neue Rathaus (1738), das Haus für den Hospitalprediger (1737), das Pfarrhaus der Bauernkirchen (1740) und auch noch die katholische Kirche (1755) für sich reklamieren. Auch die Vorstadt vor dem Mühltentor sowie die „hundert schön angestrichenen Gartenhäuser“ erwähnte er.

In der Schilderung der städtischen Einwohnerschaft Iserlohns bis 1700 finden wir Leckes Vorstellung von den Sachsen, die bis zu Widukind „ein freyes Volk“ gebildet haben sollen, die zur „Beybehaltung ihrer Societaet nach Art einer Democratie,“ u. a. Heerführer und Ratsherren aus den Honoratioren („consules ex honorioribus“) wählten. Später, und zwar schon vor dem 11. Jahrhundert, sah Lecke Iserlohn von redlichen und arbeitsamen Bürgern bewohnt.<sup>71</sup> Deren Kleidung habe sich verändert. Im späten 17. Jahrhundert wurden die alten Wämse und weiten Hosen abgelegt und die Iserlohner kleideten sich wegen ihrer vermehrten Kontakte mit der Fremde „à la mode françoise“. Lecke belegte ausführlich den allmählichen Übergang der adligen Häuser auf das Bürgertum nach dem 14. Jahrhundert. Daran sehen wir, wie wichtig ihm dies als Kerntatbestand der Stadtgeschichte ist. Er wies insgesamt sieben Adelhäuser um Iserlohn nach. Zur Stünenburg, wo Lecke den kaiserlichen Freistuhl vermutete, gab er eine mündliche Überlieferung wieder, dass sie während der Soester Fehde zerstört worden sei. Im Übrigen widerlegte er mehrfach von Steinen. Zum Amt Iserlohn benannte Lecke die adligen Güter, die Bauern in den zugehörigen Dörfern mit ihren Abgaben sowie die Bergleute und Drahtzieher. Betont wurde der enge, ökonomisch begründete Zusammenhang zwischen Stadt und Amt.

Das Kapitel über die Gewerbe unterteilte Lecke in drei Abschnitte. Er unterschied „natürliche“ sowie „künstliche“, die in Zünften oder nicht zunftmäßig organisiert waren. Unter „natürliche“ Gewerbe fielen das Holz, das Gemüse aus den Gärten und die Bergwerke. Unter den zünftigen Gewerben wurden die Schmiede und Panzermacher besonders umfangreich dargestellt. Bei beiden drang Lecke durch Quellenstudium nicht in deren Gründungsphase vor. Er leitete zwar aus dem Pankratius-Patrozinium der Panzermacher und ihrer sog. Panzerglocke ein ehrwürdiges Alter ab, ließ sich aber, wohl zu Recht, die Auffassung nicht streitig machen, dass die Schmiedezunft noch älter sei, weil Panzerhemden aus Draht geflochten wurden und Draht ursprünglich in die Zuständigkeit der Schmiedezunft gefallen sei. Aus eigener Erfahrungen konnte Lecke ebenso die Ausdifferenzierung der Berufe aus der Schmiedezunft seit etwa 1700 darstellen wie die schwierige konjunkturellen

---

<sup>71</sup> Woher Lecke den Begriff ‚Demokratie‘ kannte, war nicht zu ermitteln.



Lage nach dem Siebenjährigen Krieg. Lecke machte sich um die Quellensicherung verdient, weil er die vorhandenen Zunfturkunden abschrieb. Wilhelm Schulte veröffentlichte sie auf dieser Grundlage dann im zweiten Band seiner Stadtgeschichte. Unter den nicht-zunftmäßigen Gewerben ragte die Produktion von Nähnadeln und Seidenband hervor. Lecke schrieb die erste Anwerbung von Nadlern aus Köln seinem Vater um 1690 zu. Er datierte die Gründung der Wieler'schen Seidenbandmanufaktur in das Jahr 1738; dafür gibt es sonst keinen Beleg.

Diese Passagen sind wegen fehlender anderer Überlieferung besonders wertvoll, gleiches gilt für die lange Liste der angesehenen Bürger in Kapitel 8, die „das jetzt florierende Iserlohn“ ausmachen. Es waren vor allem Kaufleute, die Lecke als Einzelpersonen vorstellte, deren Vorfahren, Kompagnons, Handelswaren und Handelsziele aber benannt wurden. Leicht lässt sich die enge Einbindung dieser rund hundert Iserlohner Kaufleute in das gesamtdeutsche Messesystem, aber auch der Handel mit Amsterdam und anderen Teilen Europas erkennen. Es gilt, die feinen Nuancierungen zu beachten. Wer nach Lecke „hausierte“, zählte kaum zur kaufmännischen Elite. Er bemerkte eine regelrechte Umschichtung der Oberschicht: Die Adligen und Patrizier wurden *eliminirt*, die Bürger kamen „peu à peu durch Fabriquen und Handlungen empor“. Sie wiederum grenzte Lecke von zünftigen Handwerkern ab, die sich besonders hervorgetan haben. Vorgeschaltet ist ein siebtes Kapitel, in dem die ältere Handels- und Gewerbe-geschichte thematisiert wird. Lecke will aus dem ihm vorliegenden Material eine Zäsur im Jahr 1677 bemerkt haben. Dies sei einerseits das Jahr gewesen, in dem die Kaufleute die „immediate Versendung“ nach Holland, Hamburg und zu den Messen begonnen und nicht mehr in Zwischenhandelsplätzen wie Köln oder Dortmund die Iserlohner Waren abgeliefert hätten. Vor allem beim Besuch der Messen seien weitere Waren in den Blick geraten, die das Handelsvolumen der Iserlohner Kaufmannschaft entscheidend ausgeweitet hätten. In Leckes Bewusstsein spiegelte sich gewiss die Erfahrung der Turenneschen Kriegszüge zwischen 1673 und 1677 nieder, die mit erheblichen Absatzschwierigkeiten im Drahtgewerbe verbunden waren. Weitere Belege für einen solchen, auf ein Jahr zu fixierenden strukturellen Wandel lassen sich jedoch nicht beibringen.<sup>72</sup> Iserlohner Kaufleute lassen sich in Amsterdam lange vor 1677 nachweisen. Lecke bedient sich einer exakten Jahreszahl, um einen eher längerfristigen Prozess genau festzumachen.

---

72 Reininghaus, Kaufleute, wie Anm. 2, S. 52 ff.

## Leckes Platz in einer Geschichte der Geschichtsschreibung

Wie sind Leckes Texte, vor allem seine ‚Chronik‘, in die Geschichte der Geschichtsschreibung einzuordnen? Diese Frage berührt mehr als nur akademische Interessen. Denn zum einen verweist sie auf den Umgang von Bürgern, die durch ihr Amt und/oder ihre Geschäfte einen hervorgehobenen Status besaßen, mit der Geschichte ihrer Stadt in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Lecke war Autor in einer Stadt, die zu seinen Lebzeiten bereits entscheidende Schritte in Richtung Industrialisierung unternahm. Zum anderen repräsentierte Lecke ein laienhaftes Verständnis von Geschichte, wie es vor der Professionalisierung des Fachs im 19. Jahrhundert üblich war. Gerade an einem solchen, außerhalb von Iserlohn bisher wenig beachteten Autor lassen sich Erkenntnisse für eine Geschichte des Geschichtsbewusstseins und der Geschichtsschreibung in Westfalen und darüber hinaus ableiten.

Verstehen wir Lecke als Repräsentanten eines stadtbürgerlichen Geschichtsbewusstseins, so steht er tief in der Tradition des Alten Reiches. Zwar musste er sich mit den preußischen Verwaltungsreformen seit 1713 arrangieren, aber er sah dadurch die Kreise der Iserlohner Kaufmannschaft nicht gestört. Die Behinderungen des Exports durch innerpreußische Handelssperren nahm Lecke nicht zur Kenntnis. Dies resultierte aus einem Selbstbewusstsein, das dem Erfolg jener Kaufmannschaft entsprang, aus der Lecke herkam. Er selbst tat ja alles, um die Exportgewerbe und die Infrastruktur seiner Stadt zu fördern. Es drängt sich eine Parallele zu Paul von Stetten dem Jüngeren (1731–1808) in Augsburg auf.<sup>73</sup> Wegen der Größe der Bevölkerung, dem Charakter als Reichsstadt und der Struktur seiner Gewerbe liegen natürlich Welten zwischen Augsburg und Iserlohn. Auch besaß von Stetten als Historiograph seiner Stadt und als Verfasser einer chronologisch organisierten Autobiographie ein anderes Format als Lecke, zumal der Augsburger bewusst publizierte, während Lecke vor einer Veröffentlichung zurückschreckte. Und dennoch bestehen Ähnlichkeiten. Von Stetten verfasste eine Geschichte des Handels, der Gewerbes und der Kunst in seiner Vaterstadt, gerade weil er als Insider die Bedeutung der Wirtschaft für die Stadtgeschichte erkannte. Und er bediente sich dabei historischer Methoden, die auch Lecke verwendete. Er kompilierte nicht kritiklos und argumentierte mit Analogieschlüssen, wenn das ausgewertete historische Material nicht weiterreichte.<sup>74</sup> Während allerdings von Stetten im Bewusstsein schrieb, dass

---

73 Siegfried Merath, Paul von Stetten der Jüngere. Ein Augsburger Patrizier am Ende der Reichsstädtischen Zeit, Augsburg 1961; Paul von Stetten d.J., Selbstbiographie. Die Lebensbeschreibung des Patriziers und Stadtpflegers der Reichsstadt Augsburg (1731–1808), Bd. 1: Die Aufzeichnungen zu den Jahren 1731 bis 1792, bearb. von Barbara Rajkay und Ruth von Stetten, hrsg. von Helmut Gier, Augsburg 2009.

74 Merath, wie Anm. 73, S. 114.

das Ende der reichsstädtischen Zeit heraufzog, das er tatsächlich noch erlebte, war Lecke eher von den Chancen des Iserlohner Außenhandels und der dadurch eröffneten Exportmöglichkeiten für die einheimischen Gewerbe geprägt. Und noch eins verbindet Lecke und von Stetten. Beide sahen sich als Kette einer familiären Tradition, der eine als Patrizier und der andere als Mitglied einer Honoratiorenfamilie.

Greift dieser Vergleich weit über Westfalen hinaus, so ist Lecke gleichzeitig in der Geschichte der westfälischen Geschichtsschreibung zu verorten.<sup>75</sup> Dies ist eine umso dankbarere Aufgabe, weil darin bisher für das späte 18. Jahrhundert Justus Möser und der von ihm beeinflusste Kindlinger im Vordergrund standen. Im Vergleich zu ihnen wurden andere Autoren bisher marginal untersucht. Selbst der vom Werk wie von dessen Inhalt überaus gewichtige Frömerner Pfarrer Johann Friedrich von Steinen geriet als Historiograph noch kaum in den Blick.<sup>76</sup> An ihm und nicht an Möser orientierte und rieb sich Lecke. Wir brauchen daher auch Untersuchungen zur Rezeption der Werke von Steinens, um Lecke einordnen zu können. Wir benötigen weiter andere Autoren städtischer Provenienz, die sich im späten 18. Jahrhundert mit der Lokalgeschichte auseinandersetzten. Noch gibt es keine Übersicht über die Autoren, die in nicht wenigen Städten vermutet werden dürfen. Einen Vergleich zu Leckes Schriften ermöglicht die vor einigen Jahren erschienene „Special Geschichte und Nachrichten von Wiedenbrück“ des dortigen Stiftsherren Harsewinkel (1738–1818).<sup>77</sup> Dieser stand, zumal in einer osnabrückischen Amtsstadt, unter dem Einfluss Möasers. Seine in den 1770er Jahren begonnene Wiedenbrücker Geschichte zeichnet sich durch eine umfassende Kompilation aus den Archiven seiner Stadt aus, die die Zitate mit ihrer Herkunft unterfüttert und damit ausgesprochen modern wirkt. Ähnlich wie Leckes ‚Chronik‘ ist Harsewinkels ‚Specialgeschichte‘ ein wichtiges Kompendium z. T. verlorener Originalquellen, z. B. zur Geschichte der Zünfte. Leckes Darstellung weist gegenüber Harsewinkel einen Vorteil auf. Er überwand die Kompilation, gelangte zu eigenen Einschätzungen und gliederte die Stadtgeschichte nach Epochen. Harsewinkels Stadtgeschichte ist zwar auch eine Gliederung unterlegt, die er aber nicht transparent macht und die beinahe archäologisch erschlossen werden muss. Eines wiederum haben Harsewinkel, Lecke und von Stetten gemeinsam. Harsewinkel bewohnte den „Schönhof“, ein bedeutendes, heute

---

75 Vgl. Leopold Schütte, Überlieferung, Erforschung zund Darstellung der Landesgeschichte Westfalens in der Neuzeit, in: Wilhelm Kohl (Hrsg.), Westfälische Geschichte, Bd. 1, Düsseldorf 1983, S. 15–34.

76 Hugo Rothert, Johann Dietrich von Steinen, in: Jahrbuch für westfälische Kirchengeschichte 43 (1950), S. 147–161.

77 Florenz Karl Joseph Harsewinkel, Special Geschichte und Nachrichten von Wiedenbrück. Transkription von Alfons Brielmann, Bielefeld 2006; Franz Flaskamp, Florenz Karl Harsewinkel, in: Westfälische Lebensbilder, Bd. 3, Münster 1934, S. 373–379.

im Freilichtmuseum Detmold stehendes Fachwerkhaus. Mit Nachrichten über den Schönhof und seine Lehnsqualität schloss er seine Stadtgeschichte Wiedenbrücks ab und reicherte sie so um ihn persönlich direkt angehende Fakten an. Persönliches und familiäres Interesse, das Vergangenheit und Gegenwart verbanden, bewegte offenbar im späten 18. Jahrhundert, in der vielgenannten Sattelzeit der Moderne, Geschichtsschreiber in Iserlohn, Wiedenbrück und Augsburg. Weitere Forschungen hierzu wären auch in Westfalen erforderlich.

# Autorenverzeichnis

*PD Dr. Thomas Etzemüller*

Universität Oldenburg

*Prof. Dr. Volker Depkat*

Universität Regensburg

*Dr. Annette Hennigs*

Landesarchiv NRW Abt. Westfalen, Münster

*Dr. Marcus Weidner*

LWL-Institut für westfälische Regionalgeschichte, Münster

*Dr. Axel Schollmeier*

Stadtmuseum Münster

*Dr. Dietmar Simon*

Bergstadt-Gymnasium Lüdenscheid

*Dr. Walter Wehner*

Iserlohn

*Götz Bettge*

Stadtarchiv Iserlohn